Badische Heimat 65 (1985)

I. J. P. Hebel — 225. Geburtstag

Das Bild der Heimat in Johann Peter Hebels Dichtung

Ansprache gehalten vor dem Ortsverein der „Badischen Heimat“ am 6. Mai 1984

Karl Foldenauer, Karlsruhe

Das Wort „Heimat“ ist heute wieder in aller Munde. Es hat einen neuen Glanz bekommen. Hat es auch einen neuen Sinn erhalten? so fragen wir zugleich, denn noch haben wir in wacher Erinnerung den Mißbrauch dieses Wortes für nationale und nationalistische Zwecke, und noch wissen wir, wie sehr sich dieser Begriff verband mit Gegenständen der Volkskunde, mit Heimatmuseen und ihren Exponaten, die für das jeweils Modische zeugen sollten. Martin Walser hat dies alles in dem Wort zusammengefaßt: „Heimat, das ist sicher der schönste Name für Zurückgebliebenheit.“[1])

Mit solchen Warnungen im Bewußtsein, suchen wir nach Orientierung und Klarheit, denn wir wissen, wie schnell sich handfeste materielle Interessen und tagespolitische Tendenzen mit hehren Worten schmücken, und die Ernüchterung erfolgt manchmal nur allzu spät. Fragen wir heute und prüfen wir, ob nicht Johann Peter Hebel uns hier Ratgeber sein könnte. Er hat sich ja selbst als der „Hausfreund“ ausgegeben, als der große Ratgeber seiner Leser, wobei wir jedoch beachten müssen, daß er sich als Schriftsteller gab und verstand, daß wir deshalb immer mitbedenken müssen, welche Rolle und Bedeutung der dichterischen Form seiner Werke hier zukommt.

Hebel empfiehlt sich uns hier noch aus einem anderen Grunde. Je mehr wir in sein Werk eindringen, desto deutlicher wird uns, was das 19. Jahrhundert und auch noch zum Teil unser Jahrhundert angerichtet haben, wenn es um das Verständnis dieses Werkes und dieses Mannes ging. Gerade Begriffe wie „Heimat“, „Heimatdichter“, „Volksschriftsteller“, „Dialektpoet“, Begriffe nach denen wir hier und jetzt fragen, haben uns den Blick verstellt für das Werk J. P. Hebels. Hebel war nicht der idyllische, hausbackene und enge Dichter, wie man ihn so lange verstand, gut für Lesebücher und Erbauungszitate oder für einen heiteren Schwank oder ein zierliches Dialektgedicht. Kein Begriff hat ihm so zugesetzt und den Weg zu seinem Werk so verstellt, wie der Begriff ‚Heimat‘ und was damit alles so landläufig zusammenhing und damit verbunden wird. Hebel hat sich nie dafür geeignet, in die Nähe eines Wilhelm Ganzhorn[2]) gebracht zu werden, der mit seinem so populären Lied „Im schönsten Wiesengrunde / ist meiner Heimat Haus“ ein paar niedliche Strophen und Abziehbildchen schuf, die dazu geeignet waren, eigenes Versagen und eigene Unsicherheit zu kompensieren, die aus der Heimat eine Besänftigungslandschaft machen wollten und einen Kompensationsraum. Schieben wir den

Lucian Reich — Erinnerungsblatt an die Einweihung des Hebeldenkmals im Karlsruher Schloßgarten

Vorhang beiseite, den das 19. und 20. Jahrhundert vor das Werk J. P. Hebels gehängt haben und fragen wir: wie behandelte Hebel das Heimatmotiv?

Zunächst ist einmal festzustellen, es handelt sich gar nicht um ein Motiv, das frei veränderbar oder verfügbar ist, sondern Hebel hatte immer wieder einen wesentlichen Anlaß, von diesem Thema zu sprechen. Sodann findet sich das Wort Heimat nur spärlich im Werk Hebels, oft in der Form von „daheim" oder „zuhause", also in ganz bescheidener Weise, weil er auch um die Gefährdung solcher Wörter wußte.

Hätte man Hebel gefragt, wo seine Heimat ist, dann wäre wohl die Antwort gewesen: im protestantischen Markgräflerland. Die Topographie dieses Landes mit den Orten Hausen und Hertingen, mit Lörrach und Steinen, Haltingen und Kandern, kennt jeder Hebelleser, auch wenn er sich mit den Namen dieser erzählten Topographie[3]) begnügt. Aber dem aufmerksamen Hebelleser fällt vielleicht sogleich auch ein, daß nicht nur von Achern,

Altkirch und Auggen die Rede ist, sondern ebenso von Algier, Amiens und Amsterdam, von Falun in Schweden und von Südtirol, von Mailand und Philadelphia, von Moskau und Jerusalem: Hebel zeichnet uns in seinem Werk einen Weltkreis, wie er damals bekannt war, auch wenn die Namen nur grobe Hinweise geben, die Reiserouten oft allzueinfach skizziert werden, so ist es doch der Versuch, den Leser über seinen eigenen Bereich hinauszuführen, wenn auch nicht im Sinne einer Geographielektion, sondern einer Bewußtseinserhellung, daß es draußen noch viel mehr gibt; oder daß es anderswo auch nicht anders ist. In der Geschichte „Die Probe" lautet dies so: „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr." (402)[4]) Die Verwurzelung im Heimatboden bedeutet Einmaligkeit, nicht Enge. Aus dem konkreten Raum erhebt sich der Mensch in die Weite.

Mit diesem „überall" steht Hebel in einer mächtigen Strömung seiner Zeit. Die Aufklärung hatte den Typus des Weltbürgers geschaffen, der sich überall wohlfühlt, wo nur das Licht der Vernunft scheint, einer Vernunft, die im Sinne des Rationalismus ebenso international ist wie er selbst. Er war stolz darauf, ein „Kosmopolit" zu sein, d.h. kein Vaterland im Sinne des Heimatstaates zu haben, sondern in mehreren Ländern zuhause zu sein. Der Aufklärer war ein Wanderer, der überall zu Hause war: Ubi bene ibi patria, wo ich gut sein kann, bin ich daheim. Diese Konzeption ist im Werk Hebels deutlich vorhanden, aber es fällt auf, wie stark sie sich mit dem Regionalen verbindet. Die Wanderer und Reisenden in Hebels Erzählungen ziehen hinaus in fremde Länder, aber der „Hausfreund" führt sie wieder zurück ins eigene Dorf. Sie sind an Einsichten reicher geworden, aber es sind Erkenntnisse, die sie auch zuhause hätten erfahren können, doch die Fremde öffnet die Augen weiter, schärft den Verstand, macht zufrieden und läßt die Werte der eigenen Heimat erst erkennen, weil man auch sich selbst erkannt hat: „Der Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres kennenlernen als sich selbst und seine Natur ..." steht zu Beginn der Geschichte „Der Mensch in Kälte und Hitze" (58), in der von sibirischer Kälte und afrikanischer Hitze die Rede ist, und wo es dann am Schluß heißt: „Wenn man so etwas liest oder hört, so lernt man doch zufrieden sein daheim, wenn sonst schon nicht alles ist, wie man gerne möchte." — Was ist der Mensch doch für ein „wunderliches Geschöpf" (522), so möchte man mit Hebel sagen, daß es solcher Umwege bedarf, um zur Einsicht zu gelangen. Um die anschauliche Gestalt der Heimat zu kennen, muß man zuerst andere Länder ‚erfahren', dies ist wörtlich zu nehmen, denn das Wort erfahren kann ja ganz konkret im Sinne von Reisen verstanden werden. In gleicher Weise schickt Gottfried Keller seine Seldwyler hinaus in die Welt, in Seldwyla selbst kann man nicht gedeihen, erst nach der Rückkehr als Verwandelte sind die Seldwyler Menschen, daß sie sich dann aber nicht mehr in Seldwyla niederlassen, steht auf einem anderen Blatte. Hebel führt seine Gestalten zurück ins Geburtsland, und dort entdecken sie nun die Schönheit des Landes, den Wald, den Fluß und das Dorf, wie sie sich z.B. in dem Gedicht „Die Wiese" präsentieren, oder in anderen Gedichten hier den Storch und das Spinnlein, die Bäume und die Blumen, den Sturm und das Gewitter, aber auch den als Bettler verkleideten Soldaten, der unerkannt in sein Dorf zurückkehrt und dort sein Mädchen wiederfindet, eine Szene von Homerischer Dimension. Zur Heimat gehören aber auch der Tod, die Gräber und der Friedhof, von ihnen ist in den „Alemannischen Gedichten" immer wieder die Rede.

Man hat schon des öfteren gesagt, Hebel verdanke seine „Alemannischen Gedichte" seinem Heimweh, seinem erzwungenen Aufenthalt in Karlsruhe, der „Sandwüste", dem „Welschkornland", wie er es auch gelegentlich nannte. Das mag richtig sein, wenn man dabei auch berücksichtigt, daß die Dichter

Hebeldenkmal im Karlsruher Schloßgarten

Heimat anders erfahren, und Heimat haben und Heimat dichten nicht dasselbe sind.[5]) Hebel war in Karlsruhe nicht so unzufrieden, wie manche Interpreten es gerne sehen. Hier gelangte er zu Amt und Würden, hier ward ihm eine Wirkungsstätte eröffnet, wie er sie sich vorher nicht erträumt hatte, von hier konnte er publizistisch, theologisch und politisch agieren und war sich der Beachtung versichert. Daß er gerade von 1799—1802 in Karlsruhe die „Alemannischen Gedichte" schrieb, eine einmalige Aufgipfelung, eine Errungenschaft, die ihm danach als fester Besitz zu gehören schien, hängt wohl damit zusammen, daß er in der Ferne, was immer das damals heißen mochte, und in der Entbehrung, eine Wirklichkeit erfuhr, die ihm nur in der Fremde zugänglich war. Bezeichnen wir diese Wirklichkeit ruhig mit dem Wort Heimat und versuchen wir, die Erfahrung

und das Erlebnis der Heimat noch näher kennenzulernen.

J. P. Hebel hat es in der nicht einfachen Geschichte: „Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf" (522), Gestalt werden lassen. Hier erzählt er von einem 75jährigen Mann, der noch nie in seinem Leben die Stadt Paris verlassen hat, der noch nie eine „Landstraße", ein „Ackerfeld" oder den „Frühling" erfahren hat. Alle drei sind wesentliche Erlebnisfelder im Erzählwerk Hebels. Der König, als er von diesem Mann hört, sucht Gründe für ein solch verwunderliches Benehmen und erhält als einzige Erklärung: „Es nimmt ihn nicht Wunder." Worüber sich der König „verwundert". Die Wörter „Wunder", „wunderlich" (im Titel), „verwundern" sind Schlüsselworte in diesem Text. Der König bringt den alten Mann nun in Schwierigkeiten. Er befiehlt ihm, in Zukunft nur noch mit ausdrücklicher königlicher Erlaubnis aus der Stadt zu gehen. Ein verwunderliches Gebot, aber sehr weise und klug, denn jetzt fängt der alte Mann plötzlich an, sich über seine Situation Gedanken zu machen, alles wird ihm „langweilig", „einfältig" und „alltäglich". Er möchte Paris verlassen und bittet um die königliche Erlaubnis. Er erhält sie zunächst nicht und erst „nach Verlauf . . . eines schmerzlich durchlebten Jahres", steht plötzlich ein „Kaleschlein" vor seinem Haus. Der König gab die Erlaubnis und schuf durch ein großzügiges Geschenk die Möglichkeit, jetzt aus der Stadt zu fahren. Aber nun kommt die Pointe. Trotz Drängens seiner Frau fährt er nicht hinaus: „Was tun wir draußen? Paris ist doch am schönsten inwendig." Ein Lob der Großstadt? Verachtung für Landstraße, Akkerfeld und Frühling? Dies wäre eine böse Verkennung der ganzen Geschichte. Sie ist ein Lob auf den König, der seinem Untertan, das sich „Verwundern" lehrt, als erste Fähigkeit, um sich und seine Umwelt kennenzulernen und als zweites ihm die Einsicht vermittelt: erst in der Fremde erkennt man die Heimat. Entfremdung als Weg zur Entdeckung, oder: Hebels Aufenthalt in Karlsruhe öffnete ihm die Augen und schenkte ihm die Muse für die „Alemannischen Gedichte", dem hohen Lob auf seine Heimat, die erst in der Ferne ganz dichterisches Bild wurde.

Reinhold Schneider hat diesem Zusammenhang von Heimat und Fremde, von „Unterland" und „Oberland", von Freiburg und Karlsruhe, von Liebe und Zuneigung einerseits und Amt und Pflicht andererseits in einer posthumen Erzählung mit dem Titel „Der Wächterruf"[6]) sehr behutsam nachgespürt. Die anschauliche Gestalt dieser Heimat kennen wir: die Landschaft, die Pflanzen und Tiere und die Menschen. Aber diese Heimat hat auch eine mythische und religiöse Dimension. Die guten Geister: der „Dengle-Geist" am Feldberg, der Dieter, der als Mann im Mond ist, das sehr hintergründige „Hexlein", ein archaisch-unheimliches Gedicht und viele andere schützenden Kräfte, aber auch gefährdende. Die Menschen leben in einer Welt von guten und hilfreichen Geistern, und wir dürfen hier auch die Engel einbeziehen und die ganze Welt des Numinosen.

Es könnte dieser ganze Bereich auch mit dem Wort aus dem Widmungsgedicht an einen Freund und die „ehrsame Gemeinde Hausen" gekennzeichnet werden als die „goldene Zeit der frohen Kindheit mir noch wert und lieb".[7]) Hier wird der Anteil der Erinnerung und der Sehnsucht erkennbar, aber darauf allein gründet Heimat nicht. Sie hat noch eine andere Wirklichkeit, und die Begegnung mit ihr vollzieht sich auch auf anderer Ebene.

Alle Kalendergeschichten J. P. Hebels sind durchzogen von objektiv verpflichtendem Sinn. Nennen wir nur einige solche Strukturen: „Recht muß herrschen" heißt lapidar die Überschrift der Geschichte, in der von König Friedrich und seinem Nachbarn dem Müller erzählt wird und wie der Müller Recht bekam. Es ist nur die bekannteste Erzählung unter vielen aus dem „Rheinischen Hausfreund", wo von Recht und Gerechtigkeit die Rede ist.

Hebeldenkmal im Karlsruher Schloßgarten, Ausschnitt

Der russische Marschall Suwarow und Napoleon figurieren für Selbstdisziplin und Treue. Andreas Hofer wird als Verräter gebrandmarkt, und was für die Großen gilt, hat auch Gültigkeit für die Untertanen. Man könnte aus dem Werk Hebels einen ganzen Katalog von öffentlichen Tugenden und menschlichen Verhaltensweisen erstellen, muß dabei aber den Witz, die Schlagfertigkeit und die Kunst seines Erzählens einbeziehen. Sie alle werden mitgeprägt durch einen versöhnlichen Humor, der um die Brüchigkeit und Unzulänglichkeit der Welt weiß. Hebel will ergötzen und beleben, und dies vollzieht er, indem er schreibt, als ob er spräche. Man achte einmal auf die zahlreichen Dialoge in seinen Gedichten und Geschichten und auf Formeln wie „sozusagen", „sagen wir einmal", „wie gesagt", „damit ist gemeint", „darunter ist zu verstehen"; also

Wendungen gestischer Natur. Sein Schreiben ist kommunikative Handlung.

Hebels Bild der Heimat läßt sich in konzentrischen Kreisen darstellen. Im Mittelpunkt, im innersten Kreis, befindet sich das Land und das Heimatdorf, zutiefst geprägt von der Gestalt der Mutter. Der nächste Kreis ist das Land im weiteren Sinne, und ganz außen ist die Welt. Aber diese Kreise und Schichten werden zusammengehalten durch Verbindlichkeiten des öffentlichen und privaten Lebens, was zuhause gilt, hat auch draußen Geltung, und was für die Großen der Welt verbindlich ist, gilt auch für die Kleinen — und umgekehrt.

Hebel wußte, daß es des Engagements und der Aktivitäten bedurfte, um diese Heimat zu erhalten und zu formieren. Hier beginnt ein noch wenig beachtetes Kapitel des Hebelverständnisses. Was Hebel in seinen Geschichten darstellt, ist nicht gesichertes Erbe, sondern erlebte und gewünschte Wirklichkeit.

Hebel lebte in einer unruhigen Epoche. Die französische Revolution und die Napoleonischen Kriege waren die bewegenden Kräfte dieser Zeit. Kaum ein Land wurde so intensiv in die Ereignisse hineingezogen wie Baden. Aber was heißt hier Baden? Es ist ja ein Kind Napoleons, und es mußte zuerst einmal zu Beginn des 19. Jahrhunderts seine Identität finden. Die Heidelberger und Mannheimer, die Freiburger und Karlsruher, die Breisgauer und Durlacher waren jetzt alle Badner geworden. Woher sollten sie ihre integrierenden Kräfte nehmen, woher den Mut, Vergangenes zu überwinden, sich dem Neuen aufzuschließen. Das „kleine Land politischer Größe" (Karl von Rotteck) brauchte Identität und eine Integrationsfigur. Hebel wußte, daß ein solches Bauwerk nur durch ein umfassendes Engagement und eine volle Aktivität zu gestalten war. 1821 trat er als Prälat an die Spitze der unierten evangelisch-protestantischen Landeskirche und wurde damit auch Mitglied der Ersten Kammer des Landtages und der kirchlichen Generalsynode. Im Mittelpunkt seines parlamentarischen Interesses standen Kirche, Schule und soziale Fragen. Wir kennen seine Bemühungen um die Errichtung einer Taubstummenanstalt und einer Anstalt für Blinde. Wir wissen um seinen Kampf gegen die Zensur, war er doch selbst einmal ihr Opfer geworden; er setzte sich für die Freiheit wissenschaftlicher Publikationen ein und für die Pressefreiheit. Er nimmt sich besonders „der verwahrlosesten von allen Büchern"[8]), des „Volksbuches" und des „Schulbuchs", an. So entstehen ab 1818 die „Biblischen Geschichten" (erschienen 1824), Texte, die sprachlich und inhaltlich von hoher integrierender Bedeutung für das Land Baden waren. Dies zeigt sich auch an der katholischen Ausgabe, die, nur unwesentlich verändert, schon 1825 bei Herder in Freiburg erschien. Was die Politiker gezimmert hatten, nämlich den Rheinbundstaat Baden, sollten die Theologen und Schriftsteller innenarchitektonisch ausstatten. So war Hebels Bemühen und Stolz nicht nur darauf gerichtet, den Dialekt literaturfähig und „klassisch" zu machen, sondern auch das „Volksbuch" und das „Schulbuch" „mehr als jedes andere in seiner Art vollendet und klassisch" zu machen. Der „Rheinische Hausfreund" wurde zum Volksbuch, die „Biblischen Geschichten" zum „Schulbuch", die diesen Ansprüchen genügten. Hohe politische Auszeichnungen zeigen, daß sein Engagement Anerkennung fand, daß man begriffen hatte, welche Bedeutung Hebel im öffentlichen Leben zukam. Dies alles konnte er nur von Karlsruhe aus bewirken. Hier war ihm die Nähe zum Hof, zum Parlament, zur Kirchenverwaltung gegeben. Diese Tätigkeiten waren notwendig, um das zu erhalten und zu erreichen, was Hebel unter Heimat verstand.

Hier liegt auch eine letzte Dimension des Hebelschen Heimatverständnisses. Heimat war für ihn dort, wo das Wort Gottes verkündet wurde, und zwar in einer ganz bestimmten konkreten Gegend. Für Hebel war

es das Land Baden. Ohne konkrete Individuation war für ihn Glaubensverkündigung nicht möglich. Daher auch seine selbstverständliche Hinnahme Palästinas und alles Orientalischen als Land Christi, wie es uns in der Bibel begegnet.

Sein Bild der Heimat war tiefgründig und weit. Es schloß Landschaft und Sprache, Politik und Geschichte, den begrenzten Raum und den Blick in die Weite ein, aber Hebel wußte auch, daß dies kein statisches Heimatbild sein konnte, sondern die geschichtliche Dynamik mußte durch persönliche Dynamik und Engagement beantwortet und ergänzt werden. Heimat war eine beständige Aufgabe, denn sie war und ist bis heute nur dort, wo es Menschen ermöglicht wird, sich zu verwirklichen als Menschen.

Dieser Anspruch ist so hoch, daß ein ganzes Jahrhundert ihn bei Hebel nicht erkannt hatte, und wir haben heute vielleicht die Forderungen verstanden, die von Hebels Werk ausgehen. Aber können wir sie auch verwirklichen?

Anmerkungen

[1]) Martin Walser: Heimatkunde. In: Heimatkunde. Aufsätze und Reden, Frankfurt 1968, S. 40.

[2]) Vgl. Hermann Bausinger: Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: Der Bürger im Staat, 33. Jg. H. 4, Nov. 1983. S. 211—226.

[3]) Vgl. Klaus Oettinger: „Ulm ist überall. Zur Kalendergeographie des Rheinländischen Hausfreundes". In: Badische Heimat H. 1, März 1982/62. Jg. S. 123—126.

[4]) Hebel-Texte sind zitiert nach der Winkler-Ausgabe der „Poetischen Werke", München o. J.; Seitenzahlen jeweils in Klammern.

[5]) Vgl. dazu den grundlegenden Aufsatz von Wolfgang Binder: „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung. In: Hölderlin — Aufsätze. Frankfurt 1970, S. 76—111.

[6]) In: R. Schneider: „Der ferne König", Freiburg 1959.

[7]) J. P. Hebel: Alemannische Gedichte. Stuttgart (Reclam) Univ. Bibl. 1960, S. 11.

[8]) Vgl. Katz, Peter: Ein Gutachten Hebels. In: Theolog. Zschr. 15/1959, S. 267—287, hier S. 276.

Johann Peter Hebel und das gesellige Leben in Karlsruhe

Ludwig Vögely, Karlsruhe

„Dezembernebel begleiteten Hebels Einzug in die Landeshauptstadt. Schwer holperte der Reisewagen über das buckelige Pflaster, und sollte die Stunde der Ankunft in die Abendzeit gefallen sein, so konnte ein Blick durchs Fenster davon überzeugen, daß seit Hebels Scheiden vor elf Jahren in der Kümmerlichkeit der Straßenbeleuchtung noch kein Fortschritt erzielt worden war. Frostig war auch der erste Empfang. Keine warmen Freundeshände streckten sich dem Kommenden entgegen. Die ehemaligen Gönner, Mauritii und Preuschen, wahrten kühle Zurückhaltung. Und als sich Hebel bei der Meldung im Konsistorium als Diakonus vorstellte, wurde ihm im Tone strenger Verweisung bedeutet, daß er irre, Subdiakonus laute sein Titel. Damit war wieder ins Bewußtsein geprägt, was der junge Mann in Lörrach unter Umständen vergessen haben konnte: Karlsruhe war eine Beamtenstadt, und jener Maßstab, der über Wert oder Unwert eines Menschen entschied, war der Titel. Kein Wunder, wenn diese beklemmende Luft der Behördenstuben dem Neuberufenen zunächst den Atem verschlug“[1]).

So etwa hat man sich Hebels Einzug in Karlsruhe vorzustellen. Er kam in eine kleine Stadt in einer Umgebung, die Hebel als „Sandwüste“ und als „Welschkornland“ bezeichnet hat. Hebel stand 1792 im 32. Lebensjahr, als er nach Karlsruhe versetzt wurde, und er dachte wohl in keinem Augenblicke daran, daß dies ein Aufenthalt fürs Leben sein würde. Wir wissen, wie er mit Leib und Seele an seiner alemannischen Heimat hing, und das Heimweh nach dem Oberland ist er seiner Lebtage nicht losgeworden, seine frühen Briefe legen davon Zeugnis ab. Noch im Oktober 1793 schrieb er an Gustave Fecht, nachdem er in Rastatt, Gaggenau, Gernsbach, Baden-Baden gewesen und unterhalb Bühl auf die Oberländer Landstraße gestoßen war:

„... und fühlte iezt von neuem und erst recht, was für einen Fluch mir der Himmel auflegte, daß er mich nach Karlsruhe sendete ... Iezt lauf ich wieder in dem Geräusch der Stadt umher allenthalben umgeben von Häusern und Mauern die doch noch den Vortheil haben, daß sie meinem Auge die unfreundliche, langweilige Sandfläche, das leere todte Wesen der ganzen Gegend verbergen“[2]).

Am 8./9. Mai 1794 antwortete er auf einen Brief Gustaves:

„Sie meinen, ich lasse mir Karlsruhe nicht mehr abkauffen. Was kann ich dafür, daß mir niemand etwas besseres darum bietet. Umsonst gibt man doch auch nicht wieder her, was man einmal hat ... Daß es mir in K.-Ruhe iezt besser behagt, als anfänglich, ist wohl wahr und sehr natürlich. Aber ob es mir ie so lieb werden kann, als das Oberland noch ist ... das ist eine andere Frage. Denn wo mans in seinem Leben am besten hatte, da sehnt man sich wieder hin“[3]).

In diesen Worten spiegelt sich der ganze Hebel. Er machte seinen Frieden mit Karlsruhe, und obwohl er all die kommenden Jahre hindurch mit dem Gedanken gespielt hat, sich wieder ins Oberland versetzen zu lassen, blieb er, als ihm 1806 die Stelle eines Stadtpfarrers in Freiburg angeboten wurde, in der Residenz und war froh, daß der Großherzog

Das Karlsruher Ständehaus Foto: Bad. Generallandesarchiv

sein Bleiben wünschte und ihm so gewissermaßen die Entscheidung abgenommen hatte. Hebel hatte sich an die Stadt gewöhnt, und er sah und genoß die Vorteile, welche die Residenz zu bieten hatte.

Man darf bei dieser Betrachtung nicht vergessen, daß Hebel wohl das schönste Stadium der Stadtentwicklung erlebte. Karlsruhe wurde die Hauptstadt des neu geschaffenen Großherzogtums. Es wuchs in der Zeit von 1803 bis 1815 von 4000 auf 15 000 Einwohner an. Offiziere, Beamte, Richter, Gelehrte usw. strömten aus allen Landesteilen in die Residenz, und mit dem äußeren Wachstum wuchs auch das Leben in der Stadt, wurde reicher und interessanter. Die Beziehungen Karl Friedrichs zu Napoleon, die Vermählung der Stephanie Beauharnais mit dem Erbprinzen Karl hoben zusätzlich die Bedeutung der Stadt, der Friedrich Weinbrenner Gesicht und künstlerische Form gab. Hebel hat an den geistigen und gesellschaftlichen Anregungen, welche die Stadt bot, teilgenommen und hat später — als gefeierte Persönlichkeit — auch im geselligen Leben eine große Rolle gespielt.

Was Hebel in der ersten Zeit in Karlsruhe am meisten vermißt haben wird, war sicher der Freundeskreis, den er in Lörrach zurücklassen mußte. In ihm war er verankert, die Freunde waren ihm unentbehrlich, allen voran die Mitglieder des Proteuserbundes, der „Vogt" Tobias Günttert, der „Zenoides" Friedrich Wilhelm Hitzig. Und da war auch Gustave Fecht, die verehrte Freundin, welche mit ihrer Mutter bei ihrem Schwager Günttert wohnte, als dieser Pfarrer in Weil wurde. Hier lag Hebels geistiger und gesellschaftli-

cher Mittelpunkt, in Karlsruhe galt es, neu Fuß zu fassen.

Wie wird man in einer fremden Stadt am schnellsten heimisch? Doch wohl dann, wenn es gelingt, mit den Menschen in Kontakt zu kommen, neue Freunde zu gewinnen und dadurch in den Stand gesetzt wird, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen und geistige Bindungen zu knüpfen. Hebel war ein geselliger Mann, der menschlichen Anschluß suchte und der einen Kreis gleichgesinnter, sympathischer Menschen um sich brauchte, mit denen er den Abend bei Tabak und Wein verbringen konnte. Zudem war er Junggeselle ohne eigenen Haushalt. Das änderte sich zwar mit der Zeit, als er die Stufenleiter der Beförderungen emporkletterte bis zum Prälaten, zunächst war er jedoch ein kleiner Subdiakonus mit folgendem Gehalt: 250 fl. bar, 32 Mltr. Früchte, 10 Ohm Wein, 70 fl. an Schulgeld, Sa 463 fl.[4]). Damit konnte er keine großen Sprünge machen. Sicher hat sich Hebel gerade in den ersten Monaten an jene Zeit erinnert, da er Schüler des Karlsruher Gymnasiums illustre war und das bittere Brot der Freitische essen mußte. Damals war er als guter Lateiner 1776 in die von Prof. Tittel ins Leben gerufene „Marchio-Badensis Societas latina" aufgenommen worden, besuchte regelmäßig die Sitzungen und hielt vier lateinische Reden, die ihm einen Preis von 25 Gulden einbrachten[5]). Das war des jungen Mannes erste Erfahrung im gesellschaftlichen Leben der damals 3000 Einwohner zählenden Stadt.

1792 mußte Hebel neue Verbindungen knüpfen, und er tat dies auf eine ganz einfache und natürliche Weise: er suchte zunächst seine Landsleute. Diese bildeten in der Residenz eine Art „Markgräfler Gmai"[6]). Wer damals aus dem Oberlande nach Karlsruhe kam, das waren Beamte, Professoren, auch Kollegen Hebels. Dieser hatte jahrelang seinen Mittagstisch bei Oberkirchenrat Nikolaus Christian Sander, der auch Junggeselle war, sich aber eine Köchin hielt. Prof. Sander, der „Sander-Niki" der Hebelschen Briefe, war dessen Kollege und enger Freund[7]). „Der um zehn Jahre jüngere Hebel hat zeitlebens dem älteren Mitarbeiter achtungsvolle Verehrung bewahrt. Die Prälatenwürde erklärte Hebel nur annehmen zu wollen, wenn der zuerst in Frage kommende Sandernikki ablehnen würde. Der Freundesbund hatte Bestand bis zu Sanders letztem Atemzug am 21. Januar 1824. Er erlosch mit seiner letzten Pfeife: ‚Beide gingen miteinander aus'"[8]).

In einem Brief an Gustave Fecht vom 17. Juni 1806 teilte Hebel mit, daß er sich von Sanders Tisch getrennt habe und jetzt bei Drechsler speise in „Gesellschaft von einem Geheimerat, zwey Graven, einem Obrist, zwey Maiors, zwei Husaren und dem H. Obrist Kolb von Basel. Letzterer ist mir ein gar lieber Mann"[9]). 14 Jahre also hatte Hebel bei Freund Sander seinen Mittagstisch gehabt, bis es in das Cafehaus Drechsler überwechselte.

War bei Prof. Sander naturgemäß tagsüber ein kleiner Kreis beisammen, so erweiterte sich die Gesellschaft des Abends beträchtlich, denn dann traf man sich im „Bären". Dieses Gasthaus mit dem charakteristischen Erker, das an der Ecke der Bärengasse und Langen Straße gelegen war, hatte damals den besten Ruf, nicht zuletzt seiner Weine wegen, etwa der „Klingelberger", den Hebel gerne trank. Hier traf man sich zum Abendschoppen und zu lebhafter Unterhaltung, beides nach Hebels Geschmack. „Unser Verein umfaßte die meisten guten Köpfe, welche Karlsruhe damals besaß, und wurde eine Quelle eines lebhaften und heiteren Ideenaustausches" erzählte Friedrich August Nüßlin, der spätere Direktor des Mannheimer Gymnasiums[10]). Außerdem gehörten Weinbrenner, Prof. Sander und der gelehrte, weitgereiste Prof. und Botaniker, Verfasser der „Flora Badensis", Karl Christian Gmelin zu dem Kreis, den Hebel als „Chrüterma von Badenwiler" in seinen Kalendergeschichten verewigt hat, und der als „Schlangenfänger und Steindoktor" im Schatzkästlein erscheint[11]). Zu dieser

Johann Peter Hebel
Foto: Bad. Generallandesarchiv

oberrheinischen Gesellschaft gehörte zeitweise auch der spätere Minister L. Winter und nach 1800 der Sohn von J. H. Voß, der bei Weinbrenner studierte, das einzige „Nordlicht" in dieser Runde. Vielleicht fiel Hebel in dieser geselligen Gesellschaft der Text zu seinem Abendlied ein[12]):

Abendlied,
wenn man aus dem Wirtshaus geht

Jetzte schwingen wir den Hut.
Der Wein, der war so gut.
Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,
Sein schönster Junker schenkt ihm ein,
Und schmeckt ihm doch nicht besser,
Nicht besser.

Der Wirt, der ist bezahlt,
Und keine Kreide malt

Den Namen an die Kammertür
Und hintendran die Schuldgebühr.
Der Graf darf wiederkommen,
Ja kommen.

Und die letzte Strophe:

Jetzt Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht,
Und wacht er nicht, so schläft er noch.
Wir finden Weg und Haustür doch
Und schlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

Aber wie es oft bei derlei Gesellschaften zu gehen pflegt, sie bestehen nicht auf Dauer. Durch Wegzug mehrerer Mitglieder löste sich „Stein um Stein aus dem Stammtischgefüge"[13]), und die Bärengesellschaft löste sich auf. Mit einiger Wehmut schrieb Hebel am 27. August 1803 an Nüßlin: „. . . die Philister und Knoten, die Friseurs und Stallknechte sollten Sie iezt im Bären auf den Stühlen sitzen sehen, wo einst wir Heroen saßen"[14]).
Und wo trafen sich dann die noch verbliebenen Heroen? Zum Glück gab es Ersatz: das Drechslersche Kaffeehaus. Für Hebel hatte das Kaffeehaus sicher den Reiz des Neuen, denn so etwas hatte es in Lörrach nicht gegeben. Hier fand der von den Amtsgeschäften Ermüdete entspannende Unterhaltung; bei Drechsler saßen die ihm gemäßen gebildeten Männer. Im Karlsruher Wochenblatt von 1790 Nr. 32 ist folgendes zu lesen: „Herr Nägele ist gesonnen, sein mitten im großen Zirkel zwischen Geheimrat Gerstlacher und Herrn Hofrat Böckmann liegendes Kaffeehaus zu verkaufen"[15]). Dies entspricht nachmals dem Schloßplatz Nr. 8. Drechsler kaufte das Haus von Nägele, der es von 1792—1795 in Besitz hatte, und unter seinem Namen erlangte es seine Berühmtheit. Dazu trug wesentlich das um 1800 anhebende Rätsel- und Scharadenwesen bei. Das Rätselraten wurde Mode, Hebel ein Meister im Ersinnen solcher geistiger Knacknüsse. Er schrieb an Freund Hitzig im März 1804: „Das Charadenwesen ist hier bei uns zur Sucht geworden. Drechslers Caffehaus sah eine Zeitlang aus, wie eine Börse. Wo man hinsah, zog einer ein Papirlein aus der Tasche, oder hatte eins in den Händen, und studirte dran, oder tauschte eins mit seinem Nachbarn aus. Aber der menschliche Geist strebt immer höher und vorwärts, und so kamen dann die Logogriphen an Tagesordnung"[16]). Mit den Logogriphen (Buchstabenrätsel), Palindromen (Rückwärtsrätsel) und den Anagrammen (Umstellrätsel) wurde das Raten auf eine hohe und viel Scharfsinn erfordernde Stufe gestellt, so daß Hebel im gleichen Briefe schrieb: „Aber darauf ließ sich doch außer G. Rath Herzog, O. L. Medikus, Hofrat Volz, einem alten emigrirten Pfarrer und meiner Wenigkeit niemand groß ein." Hebel, der leidenschaftlich beim Rätseln mitmachte, war trotzdem ein scharfer Beobachter. Er schrieb weiter: „Da gab es denn während man dem Spiel zusah und zuhörte, mancherley stille Beobachtungen zu machen. Man konnte den Scharfsinn und Witz, man konnte, da bisweilen literarische Anspielungen einfloßen, die Belesenheit und Kenntnisse, man konnte sogar ein paar moralische Eigenschaften, und den eigenen Gang der Ideenassoziation bei dem und ienem belauschen, und das war für mich bey dem Spiel das interessanteste." Hebel selbst stellte sich oft so vor: „Ich helfe Kisten laden, doch mach ich auch Charaden." Und als er beim Zusammenbruch des Bankhauses Meerwein sein Vermögen verloren hatte, entstand das Rätsel: „Die erste schluckt, die zweite wird geschluckt, das Ganze ist ein armer Schlucker!" (Meerwein) In Hebels Werk findet sich eine große Sammlung von Rätseln und Scharaden; man staunt, was für hochstehende Männer Mitverfasser der Scharaden waren: Hofapotheker Schrickel, Medizinalrat Bär, Kirchenrat Gockel, Lyzeumsprof. Petersen, Prof. Doll, Direktor der Pagerie u.v.a.[17]).
Man kann sich diese Persönlichkeiten doch kaum vorstellen, wie sie Zettel aus der Ta-

Oberbaudirektor Friedrich Weinbrenner
Foto: Bad. Generallandesarchiv

sche ziehen, auf denen Rätsel stehen, tauschen und versuchen, die Nüsse zu knacken, jahrelang! Was hat sie dazu getrieben? Nun, es war in jener Zeit nicht üblich, daß sich die Herren, die da bei Wein und Tabak beisammen saßen, mit der Politik beschäftigten. Und das hätte sich doch in den Jahren der Herrschaft Napoleons und seiner Kriege, der französischen Emigranten, der Stadtbesetzungen, der Zeit, da Baden Großherzogtum wurde, der Befreiungskriege usw. doch wirklich angeboten. Hier gewaltige geschichtliche Umwälzungen, da ein beinahe kindliches Vergnügen. Politik, das war die Angelegenheit der Fürsten und deren Diplomaten, die gebildete Gesellschaft mußte sich da heraushalten. Da gab es außerdem die strenge Zensur, „Biertischpolitik" wurde keine gemacht[18]). Schriftliche oder mündliche Kritik war im absoluten Staat, auch wenn ein aufgeklärter Fürst ihn regierte, unerwünscht, das ging bis hin zur Theaterkritik. Jedermann sollte sich des Räsonierens enthalten. Sogar die Gesellschaft bei Drechsler erregte Mißfallen. Rat Herzberg, der dramatische und administrative Beirat des Theaters schlug 1808 vor, die „besseren Theaterbesucher durch den Cafetier Drechsler, bei welchem die Honoratioren von Karlsruhe zusammen kamen, auf das Unschickliche des Schimpfens über die Vorstellungen hinzuweisen"[19]). Bei dieser Sachlage ist es schon viel verständlicher, daß der vom aktuellen Geschehen abgedrängte Geist sich eben mit Rätselraten beschäftigte. „Die Rätsel . . . waren ein Mittel, den politisch geknechteten Geist wenigstens einen beschränkten harmlosen Spielraum zu lassen"[20]). Das Scharadewesen dauerte bis gegen 1815. Für Hebel trat die Drechslersche Kaffeehausgesellschaft langsam in den Hintergrund, an ihre Stelle rückte seine aktive Mitgliedschaft im „Museum".

Die Museumsgesellschaft war der Mittelpunkt des Karlsruher geistigen und kulturellen Lebens, sie ging aus der Karlsruher Lesegesellschaft hervor[21]). Zunächst sei ein kleiner Rückblick gestattet. Das Lesebedürfnis der Karlsruher blieb viele Jahre auf Bibel, Gesangbuch und Kalender beschränkt. Erst Ende 1756 erschien die erste Probenummer einer Zeitung, die als „Karlsruher Wochenblatt zum Behuf der Polizei, des Haushaltungs- und Handlungswesens, wie auch der Gelehrsamkeit" ab 5. Januar 1757 jeden Mittwoch versandt wurde[22]). Das Privilegium besaß Michael Macklot. Daneben erschien seit 1758 zweimal und seit 1759 dreimal wöchentlich die „Karlsruher Zeitung", die Jahrzehnte als Lokalblatt und Staatsanzeiger bestand. Die Lesegesellschaft war neu. Sie war einer jener literarischen Zirkel, welche in den Städten im 18. Jahrhundert zu ei-

nem Bedürfnis geworden waren. Im „Karlsruher Wochenblatt“ erschien 1757 folgendes Inserat: „Zu einer hier in Karlsruhe aufgerichteten Gesellschaft, welche abends 8—10 Uhr zusammenkommen will, und womit bereits durch etliche Glieder der Anfang gemacht worden ist, suchet man, um solche zahlreicher zu machen, noch mehrere derselben. Regeln derselben sind noch nicht bestimmt. In der Gesellschaft lieset man Zeitungen, raucht Tabak und trinkt Mannheimer Bier, ohne alles Spielen. Mehrere und ausführliche Nachrichten gibt das Intelligenz Comptoir“[23]). Das war der Beginn der Karlsruher Lesegesellschaft. Die Idee der Lesegemeinschaften entstand im Norden Deutschlands, in den Hansestädten, Universitäts- und Residenzstädten, wanderte nach Süden und führte auch gegen Ende des Jahrhunderts zur Gründung der Karlsruher Lesegesellschaft. Zum Anreger wurde Christoph Friedrich Rinck, der 1783 von Markgraf Karl Friedrich auf eine seiner Ausbildung zum Prediger dienende Deutschlandreise geschickt wurde und dabei auch in gelehrte Kreise gekommen war. Woher kam das Bedürfnis, in der jungen Residenz eine solche Gesellschaft zu gründen? Karlsruhe nahm unter Karl Friedrich auch einen Aufschwung des geistigen Lebens. Die Hauptstadt wurde zum Sammelbecken gebildeter und bedeutender Männer aus allen Teilen des Landes. Sie bildeten mit dem Hofadel und den Offizieren die höhere Gesellschaftsklasse[24]). Da ein geistiger und gesellschaftlicher Mittelpunkt fehlte, fielen Rincks Gedanken auf einen fruchtbaren Boden und gewannen die Förderung des Markgrafen. So konnte am 3. Dezember 1784, sieben Jahre bevor Hebel nach Karlsruhe kam, die konstitutionierende Mitgliederversammlung stattfinden. Die Lesegesellschaft, die ursprünglich eine lose Vereinigung war, wurde so zu einem satzungsgemäßen Klub. Von Beginn an achtete man auf ein hohes Niveau und betrachtete die Anlage einer Bibliothek als Hauptaufgabe. Daneben hielt man die wichtigsten Zeitschriften, z. B. Wielands „Teutscher Merkur“, die „Rheinische Thalia“, den „Göttinger Musenalmanach“, die „Jenaische gelehrte Zeitung“. Die Mitglieder kamen, da die Bücher nicht ausgeliehen wurden, in einem gemeinsamen Leseraum zusammen. Und wo war dies? Die Lesegesellschaft fand beim Löwenwirt Nägele ihre Heimat. Sie mietete im oberen Stock des Hauses, das im sog. Pfannenstiel lag, also in der Nähe des Durlacher Tores, die benötigten Räume: Lese- und Unterhaltungszimmer, wo auch gegessen, getrunken, geraucht und gespielt wurde. Dort traf man sich wöchentlich an zwei Abenden. Es entwickelte sich ein reger Verkehr. Die Männer, die sich in der Lesege-

Dr. Carl Christian Gmelin Foto: Bad. Generallandesarchiv

Prof. Johann Lorenz Böckmann
Foto: Bad. Generallandesarchiv

sellschaft trafen, hatten gemeinsame geistige Interessen, welche Rang- und Standesunterschiede auszugleichen vermochten. Deshalb wurde auch der Kreis derer, die aufgenommen wurden, eng gezogen. Es waren Männer, „die bereits ein Studium vollendet oder sonst Rang und Charakter haben". Aus dem bürgerlichen Stand waren „Krämer und Professionisten" ausdrücklich ausgeschlossen[25]).
Hebel war eines der führenden Mitglieder der Gesellschaft. Er schrieb am 18. Mai 1803 an Hitzig: *„Dafür (für die Schrift über die Union) schicke ich Dir unsere Lesegesellschaftlichen Machwerke. Nr. 1 ist von Sander, 2.3. von Walz, 4.5. mein kleiner Beitrag, worauf ich aber gar nicht sehr stolz bin. 4. wurde abgesungen, als, vor der Lesegesellschaftlichen Mahlzeit von 70 Personen, die Büste des Churfürsten mit einem Lorbeerkranz bekränzt wurde. 1.2.3. während der Mahlzeit beim fröhlichen Becherklang. Nach ihr gabs des Schnacks und Geschnatters, des frohen Lachens und der Blähungen viele. Am Abend war Ball und Illumination des Versammlungshauses wozu Nr. 5 als Inscription diente"*[26]).
So feierte man den Kurfürsten. Was die Beiträge betrifft, sagt Zentner in den Erläuterungen des Briefes: „4. war vermutlich die erste Fassung jenes Huldigungsgedichtes, das Hebel später unter der Überschrift: ‚Zum neuen Jahre 1804' veröffentlicht hat. 5. die Inschrift zur Illumination des Versammlungshauses am 16. Mai ist in der Karlsruher Zeitung vom 18. Mai 1803 mitgeteilt"[27]). Das Neujahrslied beginnt mit der wohlbekannten Strophe:

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten.
Schwere Stürme, milde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten[28]).

In wenigen Jahren wuchs die Lesegesellschaft auf 200 Mitglieder an, der Raum, der bei Nägele zur Verfügung stand, wurde endgültig zu klein. Der Wirt fand eine Lösung. Er kaufte ein größeres und auch günstiger gelegenes Haus am Vorderen Zirkel, nachmals Schloßplatz Nr. 8. Dieses Haus, darauf wurde schon hingewiesen, spielte als Drechslersches Kaffeehaus im Leben Hebels die bereits dargestellte Rolle. Die Räume, die nun die Gesellschaft mietete, boten zunächst genügend Spielraum für das gesellige Leben. Zwei Stockwerke standen bereit, die Mitglieder aufzunehmen. Eingerichtet wurden Konversations-, Billard-, Spielzimmer, und im oberen Stock drei Zimmer für die Bibliothek und das Lesekabinett. Aber auch dieses Raumangebot wurde bald knapp.
Inzwischen waren ja große politische Veränderungen vor sich gegangen. Baden war Großherzogtum geworden, und die Stadt

Karlsruhe als Residenz vergrößerte ihre Einwohnerzahl beträchtlich. Die Zentralisation der Verwaltung, die durch die angefallenen neuen Landesteile unumgänglich geworden war, brachte einen neuen großen Schub Geistlicher, Beamter und Offiziere nach Karlsruhe. Die Folge war, daß damit auch die Mitgliederzahl der Lesegesellschaft stark anstieg, zumal man die Aufnahmebedingungen gelockert hatte. Man mußte das Domizil bei Nägele aufgeben und mietete 1808 zunächst das an der Nordostecke des Marktplatzes an der Stelle des alten Gymnasiums gelegene Eckhaus des Zimmermeisters Weinbrenner, ein Bruder Friedrich Weinbrenners. Dem Zug der Zeit folgend und dem Klassizismus huldigend, nannte man nun die Lesegesellschaft „Museum“[29]).

Der Bau eines eigenen Hauses, der notwendig und schon lange geplant war, erfolgte nach den Plänen Friedrich Weinbrenners. Die Grundsteinlegung geschah am 28. Januar 1813. Weinbrenner hatte mit diesem Haus dem Museum eine mustergültige Bleibe geschaffen. Berühmt wurde vor allem der große Saal, „der in klassizistischer Stilreinheit der schönste öffentliche Festsaal war, den Karlsruhe je besessen hat“[30]). Die Glanzzeit der Gesellschaft begann.

Hebels Wirken in der Museumsgesellschaft läßt sich am besten in seinen Briefen aufzeigen. Daß er rasch zum Mittelpunkt der Veranstaltungen und der Unterhaltungen wurde, ist bei seinem Wesen beinahe selbstverständlich, war er doch die Karlsruher Berühmtheit schlechthin, seit 1803 die alemannischen Gedichte erschienen waren. So war er auch eine zeitlang Mitglied der „Commission“, wohl das Leitungsorgan der Gesellschaft. Er schrieb für das gesellige Beisammensein das „Lied für die Gesellschaft des Museums bei ihren freundschaftlichen Mahlen“ und nach der Melodie „Süße, heilige Natur“ zu singen, ein Gedicht von 16 Strophen! Wenigstens die beiden ersten und die zwei letzten sollen hier zitiert werden[31]):

Lieblich tönt zum Becherklang
Saitenspiel und Festgesang,
Und im schönen Wechsel ziehn
Ernst und Scherz durchs Leben hin.

„Das Gasthaus zum Bären im Jahre 1798“ Nach einem Dia des Stadtarchives Karlsruhe

Ernst dort in dem Büchersaal,
Fröhlich hier beim Feiermahl;
Freunde dort und Freunde hier,
Forschen, scherzen, singen wir.

Leget traulich Hand in Hand!
Ernst und heilig sei dies Band
Jedem, der nach Wahrheit strebt
Und für Pflicht und Freundschaft lebt.

Manche Stunde werd' uns so
Noch wie diese lieb und froh!
Schnell flieht dieses Leben hin,
Trinkt auf festen Freundessinn!
Schlußchor:
Auf der Freundschaft festen Sinn
Über Welt und Zeiten hin!

Folgen wir nun Hebels Briefen. Daß die Festmahle im Gesellschaftsleben eine große Rolle spielten, zeigt schon das oben stehende Gedicht. Am 21. November 1812 schrieb Hebel an Gustave Fecht:
„Morgen ist Generalversammlung des Museum, wobei ich zum ersten mal in diesem (unsichtbaren) Winterstaat erscheinen werde. Ich hoffe auch diesmal, nicht zur Commission gewählt zu werden. Nachher ist ein Essen von 85 Gedecken, ohne was noch kommt. Erschrecken Sie daher nicht, wenn ungefähr um 3 Uhr Ihre Gläser zusammenklingeln. Es bedeutet nur, daß ich Ihre Gesundheit trinke, und an Sie alle denke, und lieber bei Ihnen wäre."
Zu dem angeführten Winterstaat meinte er im gleichen Briefe:
„Ich trug bisher nur Sokken unter den langen Beinkleidern und habe mir viele angeschafft, weil ich den ganzen Winter so thun wollte. Iez wär ich übel dran damit und mit meinen alten Strümpfen an denen fast jeder Zehen ein eigenes Fensterlein hat, um herauszuschauen, wenn ich mir nicht zu helfen wüßte. Um die Sokken forttragen zu können schneide ich von den ältesten Strümpfen die Fürfüße weg, und ziehe sie so an. Ists nicht listig?"[32])

Das ist der ganze Hebel, eine Kalendergeschichte könnte man daraus machen, aber auch nicht seltene Junggesellennot. Hebel schrieb am 24. 11. den Brief zu Ende:
„Es war eine sehr hübsche Gesellschaft von 121 Personen, lauter frohe Leute. Iezt bauen wir ein neues Museum. 50 000 Gulden sind dazu als Vorschuß angeboten gegen die Bedingung, daß iährlich der sechste Teil des sämtlichen Einkommens der Gesellschaft zur Abzahlung bestimmt werde."
Natürlich veranstaltete die Gesellschaft auch rauschende Bälle, die Hebel nicht versäumte, wie aus einem Brief an Gustave Fecht vom 23. Dezember 1812 hervorgeht:
„Dies Jahr gehe ich in keine Redoute. Aber bei allen Bällen im Museum halte ich aus bis Mitternacht. Von der Commission bin ich iezt weg. Seit der ersten Comödie d. 8. oder 9. November bin ich auch nicht mehr drin gewesen. Eigentlich bin ich den ganzen Winter nur daheim oder im Museum"[33]).

Im Winter war Saison, da häuften sich die festlichen Veranstaltungen im Theater, Häusern der besseren Gesellschaft und beim diplomatischen Corps. Bezeichnend dafür ist Hebels Brief an Hitzig vom 30. Januar 1813:
„Wenn der Ueberlauf der hiesigen Winterbelustigung nach dem Wiesenthal flöße, ich glaube, ihr würdet alle toll. Wir sinds. Lezten Sonntag Theater, Montag Redoute im Comödienhaus und Ball beim Franz. Gesandten. Dienstag Comödie. Mittwoch Ball im badischen Hof. Donnerstag Grundlegung des neuen Museums und Schmaus im Alten von 110 Gedecken, Freitag Theater, Ball beim bairischen Gesandten und Museum. Ich elender Mensch, wer will mich erlösen von dem Leibe dieses Todes. Daneben sind alle Gassen voll trauriger Rekruten, alle Häuser voll Einquartirungen und so viele Herzen voll Trauer und ungewisser Erwartungen"[34]).
Dies ist der reinste Vergnügungskalender, und es macht Schwierigkeiten, sich in die Zeit zu versetzen, welche ein solches Leben möglich machte, während „traurige Rekru-

ten" die Stadt bevölkerten, der grausame Rußlandfeldzug Napoleons, der den Tod auch Tausender badischer Landeskinder forderte, noch nicht lange zurücklag. Welches Nebeneinander von Glanz und Elend, und doch, welch meilenweiter Abstand: Noch spielte der Krieg sich vor der Stadt ab, und die Bevölkerung hatte die Lasten zu tragen.

An den Einweihungsfeierlichkeiten zur Fertigstellung des neuen Museumsgebäudes nahm Hebel nicht teil. Er erzählte darüber Gustave Fecht in einem Briefe vom 9. Dezember 1814:

„Ich kann Ihnen keinen besseren Beweis ablegen, was ich für ein philosophischer Mensch geworden bin, und wie gerne ich die Stunde benutze, an Sie zu schreiben, als wenn ich Ihnen sage, daß ich dies in dem Augenblick thue, wo mit großen Feierlichkeiten das neue Museum eingeweiht wird. Schließen Sie aber ia nicht daraus, daß mir etwas fehle, weil ich zurückbleibe. Nein, es ist mir nur überhaupt nicht, als wenn ich dabey sein möchte. Es verdreußt mich die große Anstalt und Pracht. Denn es ist alles fürstlich eingerichtet, und so vornehm, daß ich nicht wüßte, vergnügt zu seyn. Auch scheue ich die Menge und das Gedräng die seidenen Schuh und Strümpfe, die Tagszeit Abends um 6. Kurz, wenn man nicht mag, so hat man Ausreden genug, und ich könnte Ihnen noch ein halbes Dutzend niederschreiben — aber ist's mit einem Wort nicht klüger und lieblicher, ich sey bei Ihnen?" [35]).

Es war ein glänzendes Fest, dem außer der Großherzogin Stephanie noch der Markgraf Ludwig und die Gräfin Amalie v. Hochberg beiwohnten. Die Großherzogin mit Gefolge hielt bis halb drei Uhr morgens aus[36]). Charakteristisch aber für Hebel ist es, daß ihm die vielen Menschen nicht behagten, daß dem einfachen Mann Pracht und Vornehmheit zu groß waren. Die Behaglichkeit, die er zeitlebens suchte, fand er im Museum nicht mehr.

Zehn Jahre nach diesem Brief schrieb er am 1. Dezember 1824 an Gustave Fecht und Karoline Günttert:

„Iezt fangen auch die vornehmen Winterbelustigungen wieder an, die mir nach und nach Winterbelästigungen werden. Aber ich weiß, was ich thu: ,'s muß nit sy, wenn d'nit witt'" [37]).

Hebel ging es gesundheitlich nicht mehr gut. In der gleichen Epistel gesteht er:

„Ich hatte seit 8 Wochen schlimme Zeit. Ich befand mich immer unwohl. Ich hätte mich gut zu einem Arrestanten bei Wein und Brod geschickt. Ich hatte zu sonst nichts mehr Appetit, als noch zum Tabakspfeiflein, und Schlafen. Der aufmerksame Patient ist immer sein bester Arzt. Ich merkte, daß ich den Caffe nimmer ertragen kann. Ich habs nicht um ihn verdient. Ich hab ihn doch nie verachtet, und habe schon viel getrunken in meinem Leben."

Der letzte Brief Hebels, der sich mit dem gesellschaftlichen Leben befaßte, stammt von Ende Dezember 1825 und war an Gustave Fecht und Karoline Günttert gerichtet. Der Tod des Zaren Alexander v. Rußland am 1. 12. 1825 warf seine Schatten auf die Karlsruher Wintersaison:

„Der Tod des Kaysers erregt hier große Sensation. Auch dem K. von Östreich will man noch kurze Frist geben. Daß bisher die Winterbelustigungen eingestellt waren ist mir nicht leid. Der Winter ist nirgends lustiger als daheim am Ofen. Oh, säß ich ein Stündlein an dem Ihrigen mit einem Pfeifichen Rauch Tabak" [38]).

Das ist ein melancholischer Ausklang. Hebel entsagt leicht dem städtischen geselligen Leben und kehrt in Gedanken heim ins Oberland, wenngleich viele der Freunde inzwischen verstorben waren. Es ist kein Zufall, daß Hebel seinen allerletzten Brief an Gustave mit „Ewig Ihr Hebel" unterzeichnet hat. (9. 9. 1826)

Nach dem bisher Gesagten ist es beinahe selbstverständlich, daß Hebel auch das Theater ungemein schätzte, bot es doch geistige Anregung, Genuß und Unterhaltung zugleich. Hier traf sich, was Rang und Namen

hatte, und die Aufführungen fanden oft einen geselligen Abschluß in privaten Zirkeln. Hebel war ein eifriger Theaterbesucher. Er bekannte, in die Komödie „derart vernarrt zu sein, daß er nächstens eine ernsthafte Probe mit sich vornehmen müsse, ob er nicht in ein paar Schauspielerinnen verliebt sei“[39]). Das Theater hatte endlich in dem Schauspieldirektor Wilhelm Vogel einen Mann erhalten, der in der Lage war, das darniederliegende Theaterwesen wieder zu heben. Er war 1803 mit seiner gut geschulten Truppe nach Karlsruhe übergesiedelt, und von da ab hob sich das Niveau der Aufführungen deutlich[40]). Man spielte zunächst im alten Komödienhaus am Linkenheimer Tor, einem ehemaligen großherzoglichen Bauholzschuppen, und bezog 1808 das von Weinbrenner mit allen technischen Erfordernissen der Zeit erbaute neue Hoftheater am Schloßplatz, das am 30. November eingeweiht wurde[41]). Hebel, der sofort eine Loge für das ganze Spieljahr abonniert hatte, schrieb dazu an die Straßburger Freundin Sophie Haufe:

„Das 1. Stück, womit er (Vogel) das neue prachtvolle Theater eröffnete war das Waisenhaus (von Spindler). Ich war nicht darinn, aber im ganzen Publikum war nur eine Stimme des Mißvergnügens und Tadels“[42]).

Ein Durchfall also, und Hebel bedauerte die Akteure, besonders die Schauspielerin Frau Leonhard, für die er viel übrig hatte. „Hübsche Aktricen sah er nicht ungern. Anno 1794, wo er auf seiner Rheinfahrt in Mannheim das Nationaltheater besuchte, hätte nicht viel gefehlt und er wäre für ein hübsches Demoisellchen — vermutlich die anmutige, auch von Schiller hochgeachtete Christiane Henriette Withöft oder die im Reiz erster Jugend prangende Betty Koch — in hellen Flammen gestanden“[43]).

Es sollte noch „schlimmer“ kommen. Im neuen Theater erschien im November 1808 als erster Gast Henriette Hendel[44]). Diese hatte die Darstellung monodramatischer Szenen aus der Antike in Form von lebenden Bildern zu ihrer Spezialität gemacht. Sie nahm dabei die „plastischen Attitüden der Lady Hamilton“ zum Vorbild[45]). Diese Neuheit setzte die Karlsruher in Begeisterung, und Hebel befand sich in guter Gesellschaft, als er sich in die Schar ihrer Bewunderer einreihte. Verfolgen wir nun den Gang der Ereignisse anhand von Hebels Briefen. Im November 1808 schrieb er an Sophie Haufe:

„Sie kommt vom Berliner Theater, geht nach Italien um an den Antiken Mimik und Tanz, d.h. die Stellung zu studiren und blieb 8 Tage hier. Sie ist eine der vorzüglichsten deutschen Künstlerinnen und in der Figuration und Darstellung vielleicht einzig ... Sie spielte 4mal bey vollem Theater. Medea am Sonnt. und Donnerstags darauf Ariadne wurden von ihr auf einzige Art behandelt. Der Text schien ihr nur leitender Faden zu seyn, um alle ästhetisch schönen Attituden der alten Welt und Kunst zu repräsentieren. Der Beifall und die Bewunderung derer, die ihr Spiel in diesem Sinne nahmen, war ungemein“[46]). Hebel war begeistert: *„... muß ich zur Wahrheit sagen, daß ich für die alem. Gedichte mich noch nie so geehrt fühlte als durch die feine Attention und Auszeichnung mit der mich diese Frau während ihres Hiersyns behandelt hat, so daß ich nicht weiß ... ob ich über ihr, oder über mich selber vernarrt — wollte sagen — entzückt bin.“*

Hebel hatte die Hendel in die Geheimnisse der alemannischen Mundart eingeweiht und sie gelehrt, seine Gedichte zu rezitieren. Das hatte die bekannten Folgen. Er schildert sie in einem Brief an Freund Hitzig (27. 10. 1809):

„Am Montag war nicht nur mein, sondern des ganzen Oberlandes Ehrentag. Sie hatte schon während ihres Hieseyns fast alle Tage die all. Gedichte mit mir gelesen ... Unter den Stükken, die sie deklamieren wollte stand von den all. Gedichten nur Hans und Verene auf dem Zeddel. Sie trug es in Gegenwart des Hofes und Adels, des Fürsten von Thurn und Taxis, mehrerer Fremden, die wegen dem Kayser hier waren und mehr als 600 Personen verschiedener Stände unter beständiger Begleitung des allgemeinen Beyfalls vor, der am Ende in ein

so lautes und langes Klatschen ausbrach, daß sie hoffen konnte dem Publikum mit einer Repetition gefällig zu seyn, und fieng von neuem an: Es gfallt mer nummen eini. Aber als iezt nach dem Zeddel eine Scene aus Makbeth folgen sollte, hielt sie einige Sekunden still, schaute mich (ich saß im Parquett in den vordersten Reihen) eine Weile lächelnd an, als die eine Spitzbüberey im Sinn hat, und begann mir selbst überraschend „z'Fryburg in der Stadt etc." Auch dies vortrefflich und fast mit noch größerem Beifall, weil es unerwartet war. Aber nun denke dir ein Weib, das im stolzen königlichen Bewußtseyn alles thun zu dürfen, was es will, auch wirklich alles thut, was sie will — in der Stelle
Minen Auge gfallt — — —
gel, den meinsch, i sag der Wer.
dreht sie sich nach mir um, lächelt nach mir, sagt es isch kei Sie, es isch en Er.
und deutet auf mich. — Eine Schauspielerinn auf dem Theater, und ein Kirchenrath im Parquett!!!... Das Klatschen dauerte so lang und laut, daß sie den Schluß Vers nicht mehr anbringen konnte, und statt für den Beyfall stumm zu danken, that sie es laut, und sagte, daß sie dieses Glück ... ihrem Freund Hebel zu verdanken habe, durch dessen Gegenwart sie begeistert sey. Meine Fassung kann ich nicht begreifen, wenn sie, nicht selber durch geheime Künste auf mich wirkte. Während alle Logen und Gallerien auf mich schauten, schaute ich auf sie, und nickte ihr einen leichten anständigen Dank. In solchen Abentheuern treibt man sich herum"[47]).

Und schon am 28. 10. wiederholte Hebel Sophie Haufe den Bericht und schließt mit der echt Hebelschen Wendung: „Ist schon so etwas einem Kirchenrath passirt? Mir noch nie." Nun, Henriette Hendel, für die Hebel eine echte Sympathie empfunden hatte, reiste wieder ab, und im gleichen Brief bemerkte er: „Am Montag ging sie fort. Seitdem spielen ich und ihr Eichhörnchen, das sie mir schenkte, zwey betrübte Figuren miteinander"[48]).

Henriette Hendel heiratete später den Prof. Friedrich Karl Schütz in Halle. 1817 kam es bei einem Gastspiel des Ehepaares zu einem Wiedersehen. Die briefliche Verbindung dauerte bis zum Jahre 1822, und manche Erinnerung wurde darin wach: „Vom Wechsel alles Irdischen, der Unerfüllbarkeit der lokkendsten Träume leise angeschauert, mag Hebel zu dem Bild der ‚Zauberin Medea' aufgeblickt haben, das sein Zimmer schmückte ..."[49]) J. P. Hebel setzte der verehrten Frau als „Schwiegermutter des Adjunkten" im Schatzkästlein ein literarisches Denkmal. Seine Bemühungen, dem Ehepaar zu einem dauernden Engagement in Karlsruhe zu verhelfen, blieben erfolglos.

Luftballonaufstiege gehörten zu den beliebtesten Schauspielen des Hofes und der Karlsruher Bürger. Sie waren Sensationen ersten Ranges, die ähnliche Aufregung verursachten wie die erste Fahrt einer Lokomotive[50]). Ausgelöst wurden diese Unternehmungen durch die Erfindung der Brüder Montgolfier in Paris im Frühsommer 1783. Diese Heißluftballons regten den Physiker und Prof. am Gymnasium Johann Lorenz Böckmann zu eigenen Versuchen an, die er in seinem Hause im Arkadenzirkel 9 durchführte, wo auch das physikalische Kabinett des Gymnasiums untergebracht war[51]).

Schließlich konnte am 14. Februar 1784 der erste — natürlich unbemannte — Ballonaufstieg gewagt werden. In Gegenwart des Markgrafen Wilhelm Ludwig ließ Böckmann einen grün- und weißgestreiften Ballon vom Hofe seines Hauses aus los. Dieser stieg sehr schnell und hoch und kam nach acht Minuten Fahrt wieder herunter auf die Erde. Diesem gelungenen Experiment ließ Böckmann andere mit größeren „Luftkugeln" folgen. Am 14. September 1784 stieg in Gegenwart des Hofes ein birnenförmiger Wasserstoffballon auf, der nach einer Stunde Fahrt bei Neuenbürg niederging, wo er von einer „ehrlichen Hausfrau, die ihn für ein Wundertier hielt, mit Stichen durchlöchert wurde". Von 1784 bis 1801 ruhte dann die „Luftfahrt" in

Karlsruhe der schweren Zeiten wegen fast ganz. Hebel schrieb an Freund Gmelin am 9. Juni 1796:

„Um den Mittag ließ Hofr. Böckmann einen Luftballon steigen dem Geburtstag des Prinzen Karls zu Ehren. Um 4 Uhr bis 6. unterhielt eine Gesellschaft so genannter englischer Reuter den Hof und das Publikum mit ihren Künsten, von 6—10 gab der Adel Schauspiel. Nach 10. stieg noch ein erleuchteter Ballon"[52]).

Ballonaufstiege gehörten eben zu den Attraktionen bei Festlichkeiten des Hofes.

Zu Hebels Lebzeiten wurde noch der Flaschner und Mechaniker Friedrich Drechsler, Karlsruhe, als Hersteller kleiner Montgolfieren bekannt, mit denen er weit herum kam und Aufstiege u. a. in Frankfurt, Straßburg oder Nancy durchführte.

17 Meter hoch war der Heißluftballon, den Johann Andreas Traitteur, Betreiber der Saline Bruchsal, steigen ließ. Da dabei nicht immer alles glatt ging, sangen die Heidelberger Gassenbuben:

Herr Tretter, Herr Tretter!
Der Luftballon schlagt wedder!
Hätt' er unne mehr neingeblose,
Wär' er owe nit ang'stoße!

Ein großes Ereignis, das Hebel miterlebt hat, fand am 28. September 1803 anl. des Besuches von König Gustav IV. von Schweden und seiner Gemahlin Friederike, der Enkelin Karl Friedrichs, statt. Vom Schloßaltan aus sahen die Herrschaften zu, wie Traitteurs Ballon aufstieg. Er war 18 Meter hoch, hatte 14 verschiedenfarbige Längsfelder und zeigte das von zwei Löwen gehaltene schwedische Wappen mit der Inschrift „Heil dem König Gustav Adolf und seinem Hause". Um den Ballon lief eine in Blau und Rot gehaltene Verzierung mit dem Namenszug des Kurfürsten und seiner Familie mit den Worten „Vivat Karl Friedrich mit dem neuen Kurhause". Der Ballon landete in Langenkandel in der Pfalz, „wo ihn die zu Tode erschrockenen Bauern so gründlich erlegten, daß nichts von ihm übrig blieb".

Denkwürdig für Karlsruhe war der erste Aufstieg eines Ballons mit einem Menschen. Der „physikalische Künstler" Friedrich Siegmann setzte am 9. Juni 1811 in Beiertheim einen Knaben in den Korb seines 22 Meter hohen und 12 Meter weiten Ballons. Als dieser eine gute Höhe erreicht hatte, zogen ihn 30 Mann wieder zur Erde.

Hebel selbst sah 1812 den ersten Freiflug eines Menschen, der kühne Mann hieß Sebastian Bittorf. Dieser — ein ehemaliger Maurer — war mit seinem Ballon in ganz Europa und mußte durch das Feuer unter dem Papierballon viele gefährliche Situationen durch Brände bestehen. Aber am 27. Mai 1812 hatte er Glück. Der 20 Meter hohe Ballon stieg mit Bittorf 500 Meter hoch und landete nach 15 Minuten Fahrt unter dem Jubel der Zuschauer auf dem großen Exerzierplatz. Bittorf starb ein Jahr später eines jämmerlichen Todes, als sein aus schlechtem Papier bestehender Ballon in Mannheim einen Riß bekam, Feuer fing, durch den Wind quer über die Häuser getrieben wurde und der Ballonfahrer auf die Straße abstürzte. Nach diesem Unglück gab es in Karlsruhe vierzig Jahre keine Luftfahrt mehr zu sehen, bis der Fortschritt der Technik einen neuen Anfang ermöglichte.

Ganz privat für sich suchte Hebel auch seine Freuden. Die Lebensführung der Karlsruher war bei der geringen Besoldung der kleinen Beamten, Diener, Angestellten sehr einfach, sie spürten die schlechten Zeiten am meisten. Fleisch gab es in der Regel nur sonntags, dafür standen wochentags Mehlspeisen und Kartoffeln, Gemüse und Obst auf dem Speiseplan. Kaffee konnte man sich kaum leisten. „Der Klassengeist trennte zwar die Hofgesellschaft vom Bürgertum, nicht aber den gebildeten Bürger vom einfachen Mann, und so konnte der Hofrat neben dem Handwerksmeister am selben Tisch sitzen"[53]). Das war badische und Karlsruher Liberalität! Man erging sich gerne am Sonntag in der Natur. Man wanderte zum Augarten, zum Promenadenhaus in der Kriegsstraße, nach Mühl-

burg oder Beiertheim, nach Gottesau oder Durlach und was dergleichen Ziele noch mehr waren. Überall konnte man preiswert Einkehr halten, manchmal wurde auch zum Tanz aufgespielt. Die bessere Gesellschaft ging gerne auf dem von Hofgärtner Hartweg in englischem Geschmack angelegten Spazierweg durch das Beiertheimer Wäldchen zum Stephanienbad (1817 von Weinbrenner erbaut). Seit Sommer 1810 konnte man mit dem Wagen vom Ettlinger Tor zu dem Bad an der Alb fahren[54]). Der Unternehmer des Bades war der Badwirt Andreas Marbe. Hebel war ein eifriger Besucher Beiertheims, einmal des Bades, zum andern des „Hirschen" wegen. Er berichtete am 7. August 1807 der Freundin Gustave Fecht: „Ich habe vor 14 Tagen, seit ich hier bin, zum erstenmal wieder im Wasser gebadet, nemlich im fließenden"[55]). Am 5. Juli 1812 berichtete er ihr:

„Viele Leute brauchen iezt das Beuertheimer Bad, worinn lediglich nichts ist, als Wasser und etwas Schlamm, curmäßig, und erfahren stets die besten Wirkungen davon"[56]). Da kann man wohl dazu sagen, daß der Glaube selig macht. Ausführlich geht Hebel auf das Badeleben in dem Brief vom 7. August 1812 an Gustave Fecht ein:

„Ich habe Ihnen schon lange nichts mehr von Beuertheim gesagt. Dort ist iezt ein ganz neues Leben los. Viele Leute logieren draußen, die das Bad mit gutem Erfolg curmäßig brauchen, und kommen in die Stadt spaziren, wie wir aus der Stadt aufs Land. Alle Sonntag ist draußen größe Tafel, woran ich viel Vergnügen finde. Wem es einfällt geht hinaus, und findet unangemeldet einen Platz. Hofkavaliere und gemeine Leute, wer das Geld dazu in der Tasche hat, Männer, Weiber und Kinder sitzen untereinander. Biß man gespeist hat sind die Gallerien und der Tanzsaal angefüllt. Lezten Sonntag speisten 54. Gewöhnlich bleibe ich bis Abends 9 Uhr. Wenn man nur immer Geld genug hätte. Für das Loswerden darfs einem nicht bang seyn"[57]).

Unvergleichlich aber ist jene berühmte Stelle in Hebels Brief vom 20. Mai 1807 an die Freundin, wo er ihr sagt, daß seine heilige Zeit von Ostern bis Pfingsten dauere, daß er da gerne in die Kirche gehe und sich erbaue: *„Denn in dieser Jahreszeit, wo draußen alles blüht, haben wir auch die Blüthe der ganzen Kirche und Religion in den Sonntags Evangelien. Aber ebenso fromm und gerührt kann ich auch seyn, wenn ich den ganzen Sonntags Morgen, in Beuertheim im Hirschen, im Grasgarten unter den Bäumen im Freien, bey einem halben Schöpplein Rothen und Butterbrod in der Sonntagsstille, unterbrochen von Glockengeläut und Bienensummen sitze und im Jean Paul lese"*[58]).

Hebel liebte in der Natur keine Menschenmenge, wie sie sich des Sonntags in den Lokalen ansammelte. Deshalb zog es ihn, wenn er in seinem geliebten Jean Paul ungestört lesen wollte, in das nahe und ländliche Beiertheim.

Hebel, der ja immer ein rüstiger Fußgänger gewesen war, wie seine vielen Wanderungen beweisen, mußte dem Alter seinen Tribut zollen. In einem Brief an Gustave Fecht und Karoline Günttert vom 11. Juni 1823 schrieb er:

„Die Gegend um die Stadt wird zwar alle Jahre schöner. Aber ich mag nicht mehr hinaus. Ich weiß nicht, ist es Trübsinn oder Beschäftigung des Geistes mit anderen Gedanken, daß mir die Schönheit der Natur immer gleichgültiger wird. Ich freue mich derselben fast nur noch in der Erinnerung, wie froh sie mich einst machte. Doch es geht auch natürlich zu, wenn man alle Jahre wieder das nemliche sieht"[59]).

Ist das Resignation? Es ist wohl die Vergeistigung schönster Erinnerungen, welche dem Alternden unverlierbarer Besitz geworden sind. Er braucht die Natur als solche nicht mehr. „Man muß, wenn man kann, die Vergangenheit nicht von der Gegenwart scheiden, wenigstens sie durch ruhige Erinnerung wieder zur Gegenwart machen." Und Hebel zitiert Jean Paul dazu, der sagte, daß die Er-

innerung der Nachsommer der menschlichen Freuden sei.

Trotzdem hat Hebel, vielleicht gerade in der Erinnerung früherer Oberländer Wanderungen mit den Freunden, ein Frühlingsfest gestiftet. Im gleichen Briefe schildert er:

„Ich habe schon im Jahre 1816 mit Gustav Broussel, Meerwein und Amtmann Kinzinger ein Frühlingsfest gestiftet, welches wir seitdem alle Jahre feiern. Früh 7 Uhr wird nach Ettlingen gefahren. In Ettlingen im Thal unter freiem Himmel gefrühstückt, Schinken, Monatrettich, Butter und Käs. Den Wein muß Meerwein mitnehmen. Dann gehts nach einer Stunde zu Fuß tiefer ins Thal oder in die Berge. Da denk ich allemal — rathen Sie, an wen? Um 1 Uhr wird zu Mittag gegessen in E., um 5 Uhr auf einem schönen Umweg heimgefahren" [60]).

Damit kann die Betrachtung des geselligen Lebens von Johann Peter Hebel abgeschlossen werden. Und wenn wir in der Abenddämmerung auf dem Karlsruher Marktplatz stehen und zu seiner Gedenktafel hinaufschauen, bekommen die Worte Wilhelm Zentners Wahrheit und Farbe: „Am Abend aber, wenn das schwindende Licht die Gegenstände mit zärtlichem Abschiedsblick streift und sie dem Auge und dem Herzen des Betrachters besonders nahe rückt, liebt es der Herr Kirchenrat, müßig am geöffneten Fenster zu liegen, sieht die Kinder auf den Treppen vor den Häusern, den ‚Staffeln', sitzen und ihre Spiele treiben, den Kaminen den Rauch entsteigen, die Erwachsenen ihre Schritte zum Abendessen lenken, während in der kaum bewegten Luft Klaviertöne, vermischt mit dem anheimelnden Geruch frischgebrannten Kaffees schwimmen" [61]).

Literaturangabe

Johann Peter Hebels Werke, 2. Aufl., Bd. 1. Hersg. Wilhelm Altwegg, Atlantisverl., ohne Jahresang. Zitiert: Altwegg

Johann Peter Hebel, Briefe — herausgegeben und erläutert von Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1957, Bd. I Briefe 1784—1809, Bd. II Briefe 1810—1826. Zitiert: Briefe

Zentner, Wilhelm, Johann Peter Hebel, 1. Aufl. Karlsruhe, ohne Jahresang. Zitiert: Zentner

Zentner, Wilhelm, Johann Peter Hebel in Karlsruhe. In Badische Heimat (Mein Heimatland), 250 Jahre Karlsruhe, 45. Jg. Heft 1/2, 1965. Zitiert: Zentner B. H.

Raif, August Friedrich: Das Karlsruher Gesellschaftsleben zur Zeit Johann Peter Hebels. In Badische Heimat, Jahresheft 1928 „Karlsruhe", Karlsruhe 1928. Zitiert: Raif

Widmer, Karl: Zur Geschichte der Karlsruher Museumsgesellschaft. In „Die Pyramide", Wochenschrift zum Karlsruher Tageblatt, 14. Jg. Nr. 8 v. 22. 2. 1925. Zitiert: Widmer

Widmer, Karl, Hebel in Karlsruhe. Vortrag im Karlsruher Geschichts- und Altertumsverein. In „Die Pyramide" 1919, S. 206

Funck, Heinrich, Wo wohnte Klopstock in Karlsruhe? „Die Pyramide" 9. Jg. Nr. 22 v. 30. 5. 1920; darin Notiz über das Drechslersche Kaffeehaus. Zitiert: Funck

Bauer, Wilhelm, Das Karlsruher Schauspiel im 18. Jahrhundert. „Die Pyramide" 14. Jg. Nr. 4 v. 25. 1. 1925. Zitiert: Bauer

Kistner, Adolf, Luftballonaufstiege in Alt-Karlsruhe. „Die Pyramide" 14. Jg. Nr. 6 v. 8. 2. 1925. Zitiert: Kistner

Fecht, K. G., Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe — Karlsruhe 1887. Zitiert: Fecht

Mangler, Emil, 50 Skizzen zur Geschichte der Stadt Karlsruhe. Selbstverlag der Stadt Karlsruhe, ohne Jahresang. Zitiert: Mangler

Anmerkungen

[1]) Zentner, S. 79

[2]) Briefe I, Nr. 14, Okt. 1793, S. 21/22

[3]) Briefe I, Nr. 19, 26. Okt. 1794, S. 28—32

[4]) Fecht, S. 299

[5]) Zentner, S. 32/33

[6]) Raif, S. 106

[7]) a) Briefe II, S. 761, Erläuterungen z. Brief Nr. 9: Nikolaus Sander, geb. 1750 in Köndringen, 1773 Prof. am Pädagogium in Pforzheim, 1781 Pfarrer in Unterwössingen, wurde 1791 Prof. der Beredsamkeit und Geschichte in Karlsruhe, zugleich Hofprediger, 1794 Kirchenrat, 1803 Mitglied der lutherischen Kirchensektion, 1821 Oberkirchenrat. Er blieb Junggeselle wie sein Freund Hebel und ging diesem 1824 im Tode voraus. Vgl. Bad. Biographien I, S. 230 ff.

b) Briefe I, Nr. 173 an Sophie Haufe v. 20.—26. 4. 1806, S. 303 ff. In diesem Briefe werden die Preise genannt, die Sander für Frühstück, Mit-

tags- und Abendtisch, Logis, Holz, Licht usw. verlangte.

[8]) Zentner, S. 92

[9]) Briefe I, Nr. 175, 17. Juni 1806, S. 307—309

[10]) Zitiert nach Raif, S. 107

[11]) Briefe I, S. XXXV/XXXVI: Friedrich August Nüßlin, ehemaliger Schüler Hebels, einer der vertrautesten Freunde, 1780 in Weisweil geboren, auf dem Lörracher Pädagogium Schüler von Fr. W. Hitzig, Abschluß auf dem Gymnasium in Karlsruhe, Studium der Antike und der alten Sprachen in Halle, 1802 Staatsexamen, anschl. an der Erziehungsanstalt Mangrant in Genf, Diakonus und Präzeptor in Lörrach, 1807 Versetzung an das Lyceum in Mannheim, dessen Direktor und hoch angesehener Schulmann, gest. 21. 8.1864.
Karl Christian Gmelin, 1762 in Badenweiler geboren, Lateinschule Müllheim, Studium der Medizin und Naturwissenschaften, 1784 Arzt in Karlsruhe, gleichzeitig Unterricht am Gymnasium. 1784 überführte er das Naturalienkabinett wegen der Kriege nach Erlangen, wo er bis 1797 blieb. Gmelins Hauptwerk ist die 1805—1808 in mehreren Bänden erschienene Flora Badensis, er starb 1837.

[12]) Altwegg, S. 235

[13]) Zentner, S. 83

[14]) Briefe I, Nr. 97, 27. August 1803, S. 173—175

[15]) Funck, S. 149

[16]) Briefe I, Nr. 109, 15.—20. März 1804, S. 194—198

[17]) Raif, S. 107

[18]) Raif, S. 107

[19]) Bauer, S. 26—29

[20]) Altwegg, S. 25

[21]) Die Darstellung der Geschichte der Lese- und Museumsgesellschaft folgt dem Aufsatz von Karl Widmer, S. 59—65

[22]) Siehe dazu Mangler, S. 36/37

[23]) Zitiert nach Fecht, S. 233

[24]) Widmer, S. 59/60

[25]) Als Mitglieder nennt Widmer aus den Adels- und Offiziersfamilien: v. Freystedt, v. Göler, v. Schilling, v. Marschall, v. Drais usw., Beamten- und Arztfamilien: Vierordt, Eichrodt, Klose, Sachs usw., Gelehrte und Staatsminister: v. Edelsheim, Brauer, Gmelin, J. G. Schlosser, Böckmann. Von den Geschäftsleuten war nur der Hofbuchhändler Macklot Mitglied, bezeichnend für die Beamtenstadt.

[76]) Briefe I, Nr. 92, 18. Mai 1803, S. 163—166

[27]) Briefe II, S. 800

[28]) Altwegg, S. 233

[29]) Briefe I, Nr. 252, 6. April 1809, S. 414—418. Hebel schreibt an Hitzig: „... Die Lesegesellschaft ... hat sich revolutioniert, und wie Frankreich zu einem Kaysertum sich zu einem Museum, oder was noch wird ein Name erfunden werden, erhoben. Ich wüste es wohl Proteum zu nennen, wenn Du dabey wärst, so aber ist es nur ein Milonium. Die Einrichtung kostet bereits 2000 fl., ebenso viel beträgt der jährliche Hauszins für ein neues vierstöckiges Haus auf dem neuen Marktplatz."

[30]) Widmer, S. 59/60

[31]) Altwegg, S. 263—265

[32]) Briefe II, Nr. 362, 21. (24.) November 1812, S. 558—560

[33]) Briefe II, Nr. 364, 20. (23.) Dezember 1812, S. 561/562

[34]) Briefe II, Nr. 366, 30 Januar 1813, S. 563—565

[35]) Briefe II, Nr. 388, 9. Dezember 1814, S. 587/588. Erläuterungen zu diesem Brief auf S. 878: Die feierliche Einweihung des nach Weinbrenners Plänen von F. Arnold erbauten Hauses der Karlsruher Museumsgesellschaft Ecke Ritter- und Lange Straße erfolgte am Abend des 9. Dezember 1814 in Anwesenheit der Großherzogin Stephanie. Nach Festansprache und Festkantate trug sich die Großherzogin als erste ins Gästebuch ein und eröffnete an der Hand des Geh. Referendärs Fritz v. Fahnenberg mit einer Polonaise den anschließenden Ball.

[36]) Raif, S. 108

[37]) Briefe II, Nr. 544, 1. Dezember 1814, S. 725

[38]) Briefe II, Nr. 561, Ende Dezember 1825, S. 740/741

[39]) Zitiert nach Zentner, S. 188

[40]) Fecht, S. 308—314

[41]) Siehe dazu Zentner B. H. S. 109 und Raif S. 109. Dieses Theater wurde in einer der größten Brandkatastrophen der Stadt Karlsruhe 1847 vernichtet. Das Grabmal für die vielen Opfer befindet sich auf dem alten Karlsruher Friedhof.

[42]) Briefe I, Nr. 245, 13.—15. November 1808, S. 401—404

[43]) Zentner, S. 187/188

[44]) Siehe dazu Zentner S. 189 ff., Briefe I, S. XXXIII, Zentner B. H. S. 109, Raif S. 109. Die bewegte Vergangenheit der Hendel wird in diesen Stellen ausführlich beschrieben.

[45]) Briefe I, S. XXXII

[46]) Briefe I, Nr. 245, 13.—15. November 1808, S. 401—404

[47]) Briefe I, Nr. 270, 27. Oktober 1809, S. 440—442

[48]) Briefe I, Nr. 271, 28. Oktober 1809, S. 442—444

[49]) Briefe I, S. XXXIV, Zentner gibt auf Seite XXXIII eine einleuchtende Deutung der psychologischen Hintergründe der Freundschaft zwischen Kirchenrat und Schauspielerin

[50]) Kistner, S. 39—41, in diesem Aufsatz gibt Adolf Kistner eine interessante Darstellung der Geschichte der Ballonaufstiege in Karlsruhe, weit

über die Zeit Hebels hinaus. Die Ausführungen hier fußen auf seiner Arbeit.

[51]) Briefe II, S. 770/771: Hofrat Johann Lorenz Böckmann (1741—1802) aus Lübeck, studierte in Jena Theologie und Mathematik, wurde 1764 als Prof. der Mathematik und Physik ans Karlsruher Gymnasium berufen, wo er vier Jahrzehnte lang wirkte.

[52]) Briefe I, Nr. 27, 7. Juni 1796, S. 47—49

[53]) Raif, S. 110

[54]) Raif, S. 110

[55]) Briefe I, Nr. 213, 7. August 1807, S. 359—362

[56]) Briefe II, Nr. 351, 5. Juli 1812, S. 544/545

[57]) Briefe II, Nr. 356, 7. August 1812, S. 551/552

[58]) Briefe I, Nr. 203, 20. Mai 1807, S. 346—348

[59]) Briefe II, Nr. 501, 11. Juni 1823, S. 692—694

[60]) Briefe II, S. 898: Christian August Meerwein, 1772 in Emmendingen geboren, 1810 Kreisrat in Lörrach, seit 1813 im Ruhestand, aber bei der Kreisdirektion Durlach weiterbeschäftigt, gestorben 1826.

Joseph Kinzinger kam 1807 als Rechtspraktikant in den bad. Staatsdienst, später Amtmann und Hofgerichtsadvokat.

S. 883: Alexander Graf v. Broussel de la Neufville, Sohn einer franz. Emigrantenfamilie, 1808 Hof- und Jagdjunker, 1820 Forstmeister, zuletzt Intendant der Hofdomänen.

[61]) Zentner B. H., S. 108/109

Ankündigung einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Schriften Johann Peter Hebels

In Vorbereitung ist eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Schriften Johann Peter Hebels, die im *Verlag C. F. Müller in Karlsruhe* erscheinen wird. Sie wird herausgegeben von Prof. Dr. theol. Gustav Benrath (Mainz), Adrian Braunbehrens, Prof. Dr. phil. Arthur Henkel, Dr. phil. Peter Pfaff (alle Heidelberg). Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften hat die Edition unter ihre Forschungsvorhaben eingereiht. Für die poetischen Werke, theologischen Schriften, die Briefe und den teils noch unveröffentlichten Nachlaß sind zehn Bände vorgesehen. Zuerst werden im Winter 1986/87 die Gedichte und die erzählende Prosa mit dem zugehörigen textkritischen Apparatband erscheinen. Sachkommentare werden der Werkausgabe in den Neunzigerjahren folgen.

Die Herausgeber bitten die Sammler und Archive um freundliche Unterstützung und um Mitteilung der vorhandenen Manuskripte, auch der bereits veröffentlichten. Nachricht wird erbeten an: *Adrian Braunbehrens, Hirschgasse 24, 6900 Heidelberg.*

ANTIQUARIATSKATALOG BADEN-WÜRTTEMBERG
erschienen.
Zusendung auf Anforderung.

Wilfried Melchior
Antiquariat & Verlag
Telefon 07042/77226
Schloß Riet
7143 Vaihingen/Enz

Laufend Ankauf von alten
Büchern, ganzen Sammlungen,
Bibliotheken und Nachlässen.
Diskrete Abwicklung.

Hebels frommer Rat

Uli Däster, Nussbaumen, Schweiz

Der Skandal um Hebels Geschichte „Der fromme Rat" ist bekannt. Sie hatte die Zensur passiert und stand im Herbst 1814 zusammen mit einer ganzseitigen Abbildung bereits gedruckt im „Rheinländischen Hausfreund" auf das Jahr 1815. Da scheinen katholische Leser Anstoß daran genommen zu haben, und es klingt nicht unwahrscheinlich, der Drucker Sprinzing habe seine Hand mit im Spiele gehabt: er druckte den katholischen Kalender, der auch im eigenen Stammgebiet die Konkurrenz des lutherischen „Hausfreunds" zu fürchten hatte[1]). Jedenfalls nahm sogar der päpstliche Nuntius Testaferrata in Luzern „scharfe Einsicht" und das Generalvikariat des Bistums Konstanz erließ ein „grobes und unverständiges Schreiben"[2]), so daß das Großherzogliche Ministerium des Innern in Karlsruhe die gesamte Auflage des Kalenders beschlagnahmen ließ und die weitere Verbreitung mit einer Buße von 20 Talern belegte. Die Seiten mit dem „frommen Rat", der „ein Märlein der düsteren Vorzeit wieder aufwärme, das zum Geist der Zeit nicht mehr passe"[3]), mußten herausgenommen und zweimal 40 000 Blatt neu gedruckt werden. In seinen Briefen verharmlost Hebel: man lache hauptsächlich und necke ihn, „nur um der Sache und des unklugen Verfahrens willen ärgert sich jedermann, Katholiken wie Protestanten"[4]); einige der verbotenen, „20 Taler wertigen" Exemplare verschickt er an seine Freunde und „für ans Fenster zu hängen"[5]) jeweils noch die behördlich genehmigte Variante. Aber er war wohl tiefer betroffen, als er merken ließ; gerade ihn mußte der Vorwurf intoleranten Eifers schmerzen: „Ich habe an dieser Sache keine Sünde, darüber will ich mich richten lassen"[6]). Weil die Angelegenheit einiges Aufsehen erregte, fürchtete er um seinen Ruf bei denen, welche die nähern Umstände nicht kannten. Aus Protest trat er von der Kalenderredaktion zurück, „um auch ein wenig zu trotzen und jenen Herren einigen Unwillen des Publikums aufzuladen"[7]).

Insofern war „Der fromme Rat" ein böser Rat, wie Hebel schreibt[8]). Die Geschichte selbst ist bisher, soweit ich sehe, kaum beachtet worden. Als „harmlos und etwas billig"[9]) wurde sie gelegentlich bezeichnet. Das reizt mich, sie etwas genauer zu betrachten. Immerhin hat Hebel sie illustrieren lassen, ihr also doch eine gewisse Bedeutung beigemessen. Und zumindest interessiert mich die Frage, was denn an dem frommen Rat so Anstößiges sei.

Wer danach suchte, konnte schon in der Charakterisierung des Jünglings etwas Antikatholisches wittern: „noch unerfahren, katholisch und fromm". Gehörte das „noch" auch zu „katholisch und fromm", und waren also auch diese beiden Eigenschaften zu überwinden wie die Unerfahrenheit? Die lapidare Knappheit, in der da das Wesen eines Menschen umrissen wird, mag freilich überraschen, und die abrupte Nachbarschaft der drei Begriffe hat eine leicht komische Wirkung; aber daß der lutherische Theologe an diesem Ort eine doppelsinnige Spitze gegen den Katholizismus angebracht hätte, ist ganz unwahrscheinlich. Das Wort „fromm" bestimmt ja im Titel durchaus positiv einen Rat näher, den der Hausfreund lobt und hochachtet. Die drei Adjektive „unerfahren, katholisch und fromm" sind von entscheidender Bedeutung für den Konflikt, in den der Jüngling gerät, und der weitere Verlauf wird weder an seiner Frömmigkeit etwas ändern noch an seiner Konfession, wohl aber ist er am Schluß nicht mehr (so) unerfahren, wie er am Anfang „noch" war.

Der fromme Rath.

(Mit einer Abbildung.)

Die Erzählung zu nebenſtehender Abbildung braucht nicht viel Worte, ſonſt verdirbt mans. Nemlich: „Ein 18jähriger Jüngling, gieng noch unerfahren, katholiſch und fromm zum erſtenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderſchaft. In der erſten großen Stadt auf der Brücke blieb er ſtehen und wollte rechts und links ein wenig umſchauen, weil er fürchtete es möchten ihm nimmer viel ſolche Brücken kommen, an welche unten und oben ſolche Städte angebaut ſeyen, wie dieſe. Als er aber rechts umſchaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig iſt, und es recht meint. Als er aber links umſchaute kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig iſt und es recht meint, und beide waren ihm ſchon ganz nahe, und beide waren im Begrif, an ihm vorbei zu gehen im nemlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dort her. Da wußte ſich der arme Menſch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen ſoll, und es war ihm auch ſchwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anſchaute, und ihn gleichſam mit den Augen fragte und bat, was er thun ſollte, lächelte der Pater, wie ein Engel, freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und ſonnenreichen Himmel hinauf. Nemlich vor dem dort oben ſoll er niederknieen und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Roſenkranz gebetet hat, ſonſt ſchrieb er den lutheriſchen Kalender nicht.

Der fromme Rat

Ausgang aus der Unerfahrenheit, und zwar durch Er-Fahrung im wörtlichen Sinn — das ist ein Hebelsches Thema. Seine Fahrenden, die Juden und Vagabunden, sind den Seßhaften meist ein gutes Stück überlegen. Und seine Handwerksburschen auf Wanderschaft wissen zwar noch wenig von der Welt und wirken deshalb auch etwas lächerlich, aber sie sind deswegen nicht dümmer als erlaubt, wie schon behauptet worden ist. Denn sie sind ja eben daran, diesen Fehler zu beheben. Unser Jüngling wirkt reichlich naiv in seiner Furcht, „es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welchen unten und oben solche Städte angebaut seien"; aber dafür schaut er sich jetzt eben um und erkennt, was blasierte Gewandtheit längst nicht mehr zur Kenntnis nimmt. Seine Not zwischen den beiden Patres mit der Monstranz erscheint wohl etwas einfältig; aber dafür fragt er und kommt damit einer Wahrheit näher wie der Tuttlinger in Amsterdam. Wir erinnern uns daran, daß Hebel als Mitglied der Ersten Kammer des Badischen Landtags sich im Zusammenhang mit der Gewerbeordnung ausdrücklich für die Wanderschaft der Handwerker eingesetzt und auf die Parallele zu den Studierenden hingewiesen hat. Der Kalender selbst bringt solche Welt-Er-Fahrung in die Stuben der badischen Bevölkerung, aber mit Bücher- oder Kalenderlesen allein ist es nicht getan, wie wir in „Der vorteilhafte Roßhandel" vernehmen: „Ein leichtglaubiger und unerfahrener Mann, zwar ein

Gelehrter, aber eben deswegen“[10]. Das Hinausgehen aus der kindlichen Geborgenheit im Elternhaus, der notwendige Verlust von Heimat erst vermittelt die Erfahrung, die Reife des erwachsenen Menschen.

Was erfährt und lernt nun der Jüngling, der „zum erstenmal aus der Eltern Haus auf Wanderschaft“ geht? Der Pater verweist ihn, da er in bezug auf das eingeübte Ritual in Not gerät, auf den Himmel, auf Gott. Daraus ist verschiedenes abzulesen. Zum einen: „Daß Ergebenheit in Gott von unserem Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt“, wie in Lessings „Nathan“ zu lesen ist. Nicht das so oder auch anders denkbare, anerzogene konventionelle Verhalten ist wesentlich, sondern der Sinn, der sich allenfalls in solchem Verhalten manifestiert. Wie der Jüngling hin- und hergerissen ist zwischen den beiden Patres mit dem hochwürdigen Gut, so könnte ihm ja auch eine Entscheidung zwischen den Konfessionen abgefordert werden, und wie absurd für Hebel jedes — immer auch auf Äußerlichkeiten ausgerichtetes — Bekehrertum ist, hat er in jener Kalendergeschichte gezeigt, in der zwei Brüder, der eine katholisch, der andere lutherisch, sich gegenseitig bekehren, „und war nachher wie vorher, höchstens ein wenig schlimmer“[11]). Hebels religiöse Toleranz erweist sich hier ebenso wie in dem Aufsatz „Die Juden“ oder in seinem entscheidenden Beitrag zur Union der evangelisch-lutherischen Landeskirche in Baden. Es gibt — und das gilt über den religiösen Bereich hinaus — nicht die eine und alleinseligmachende Wahrheit für den Menschen, aber es gibt, und zwar auf verschiedenen Wegen, das stetige Bemühen darum, den unablässigen Versuch, ihr näherzukommen durch Fragen und Erfahrung, womöglich gar durch Irrtum.

Wenn der Pater den Jüngling auf den Himmel verweist, dann versteht er das hochwürdige Gut als ein Zeichen, das eben diesen über sich hinausweisenden Charakter haben müßte, der dem naivfrommen Jüngling bisher offenbar unbekannt war. Auch dies ein Rat: das Zeichen nicht mit dem Wesen zu verwechseln. Wäre es denkbar, daß Hebels Widersacher, und dann auch Nuntius und Bistumsverweser, aus dem „frommen Rat“ eine Polemik des Hausfreunds gegen die katholische Lehre von der Transsubstantiation gelesen hätten?

Schließlich: Indem der Pater „den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel“ hinaufhebt, gibt er einen Rat, der den Jüngling zugleich aus seiner priesterlichen Obhut entläßt. Er ist väterlicher, freundlicher, ja engelgleicher Wegweiser, aber dann überläßt er den Jüngling der unvermittelten und unmittelbaren Kommunikation mit „dem dort oben“. Auch dies könnte als antikatholischer Zug aufgefaßt worden sein, da es der Lehrmeinung vom notwendigen vermittelnden Priesteramt widerspricht. Wie der leibliche Vater den Jüngling freundlich aus dem Haus und auf die Wanderschaft gewiesen haben mag, so schickt auch der geistliche Pater ihn auf einen Weg, auf dem er, auf sich selbst angewiesen, unabhängig und unbehütet von Autorität sich zurechtzufinden hat. Ausgang eines jungen Menschen aus seiner Unmündigkeit, mithin Aufklärung, das ist das zentrale Geschehen dieser Geschichte. Etwas vom Licht der Aufklärung und der Vernunft mag mit gemeint sein, wenn der Pater auf den „sonnenreichen“ Himmel weist.

Dabei fällt allerdings etwas auf: im Gegensatz zu vielen andern Kalendergeschichten Hebels und obwohl auch hier ein „Dialog“ mit Frage und Antwort stattfindet, wird in „Der fromme Rat“ kein Wort gesprochen. Die Aufklärung erfolgt nicht auf sprachlich-rationalem Weg. In diesem Zusammenhang erhält der erste Satz Gewicht: „Die Erzählung zu nebenstehender Abbildung braucht nicht viel Worte, sonst verdirbt man's“[12]). Eine gewisse Skepsis der Sprache gegenüber lassen verschiedene Äußerungen Hebels vermuten — Skepsis, gerade weil er als Lehrer, Prediger und Schriftsteller so intensiv auf dieses Medium angewiesen war. Wie oft be-

gegnen wir in den Kalendergeschichten sprachlichen Mißverständnissen, die nicht selten überraschend und ungewollt einer Wahrheit ans Tageslicht verhelfen. Das reicht vom „Mißverstand" des gutmütig-einfältigen schwäbischen Grenzsoldaten, der das französische „filou" als Frage versteht, wieviel Uhr es sei, über die wunderliche Auffindung des Namens des Herrn Wunderlich bis zum „Kannitverstan"[13]). In der zweiten Geschichte, die den Titel „Mißverstand" trägt, reden zwei Schlafkameraden ellenlang darüber, „warum keiner von uns mit dem anderen redet"[14]), und der Tuttlinger Handwerksbursche in Amsterdam ist „von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht achtgab"[15]). Das seltsame Wesen, das in „Seewunder" Kunde von den Menschen auf den Meeresgrund bringt, berichtet, „soviel er merken könnte, hätten sie es in der Redekunst noch nicht weit gebracht, und überhaupt noch nicht weit"[16]). Da ist gewiß viel Wortwitz und schalkhaftes Understatement, aber auch selbstironische Einsicht in die begrenzte Wirksamkeit des eigenen Tuns, Erkenntnis, daß die Sprache vieles nicht leistet, daß sie hohle Form sein kann. Auch die Sprache steht, wie das hochwürdige Gut der Patres, im günstigen Fall bloß zeichenhaft für das Wesentliche.

Nun ist ja der Hausfreund doch auf sie angewiesen. Aber er „braucht nicht viel Worte", vermeidet ausführliche abstrakte Reflexionen, begnügt sich auch in unserem Fall mit dem knappen, nicht weiter begründeten Ausdruck von Lob und Hochachtung im letzten Satz. Er tut dies bewußt, nicht naiv. Längst ist durch seine Gutachten und durch Briefstellen belegt, wie sehr Hebel Rücksicht nimmt auf sein Publikum, wie er sich beim Schreiben den Leser des Landkalenders, die Zuhörer des erzählenden Hausfreunds vor Augen hält. Es ist aber unsinnig zu behaupten, er habe dabei geradezu gegen seine Natur gehandelt, nur um ihn als „Theoretiker" zu „retten"[17]) — schon ein Blick auf die ja nicht im Auftrag entstandenen Alemannischen Gedichte müßte eines Besseren belehren.

Wie der Pater auf der Brücke sucht Hebel so viel wie möglich zu zeigen, sinnlich augenfällig zu machen. Nicht umsonst hat er sich für den Rotdruck im Kalender eingesetzt und für die Holzstich-Illustrationen, die er zum Teil aus seinem Verfasserhonorar bezahlt hat. So weist der Pater nicht auf Gott, sondern auf den „sonnenreichen Himmel". Und wichtig in seiner konzentrierenden Bildhaftigkeit ist der Ort des Geschehens: die Brücke. Sie ist das Primäre, die Städte sind „oben und unten . . . angebaut". Sie ist Ort der Entscheidung, Kanalisierung und Zuspitzung des Problems, wo Ausweg aus der Bedrängnis in der eindimensionalen Waagrechten nur durch den Hinweis auf eine weitere Dimension, auf die Vertikale, möglich wird. Sie steht aber auch als Bild für die Toleranz, für den „Brückenschlag" zwischen Gegensätzen, scheinbar unlösbaren Widersprüchen. Und sie bezeichnet schließlich den Übergang aus dumpfer Unerfahrenheit und Gebundenheit in den Stand aufgeklärter menschlicher Reife.

Selbst die Erzählstruktur trägt bei zur Veranschaulichung: „Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint" — die symmetrische Parallelführung der Sätze macht augenfällig, wie der Jüngling „in die Zange genommen" wird, wie sich sein Spielraum mehr und mehr verengt. Wenn der zweite Satz weitergeführt wird mit „und beide waren ihm schon nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbeizugehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dorther", so erlebt

der Leser in durch Aufsplitterung und Dehnung der Sekunden dramatisch gesteigerter Form die zunehmende Enge und Angst des Jünglings mit, aus der der fromme Rat des Paters ihn befreit.

Je länger ich mich mit dieser Kalendergeschichte befasse, um so mehr komme ich zur Überzeugung, daß „Der fromme Rat" zu den gewichtigeren Arbeiten Hebels gehört. Er selbst muß sie so eingeschätzt haben, sonst hätte er nicht gerade dazu einen Holzstich anfertigen lassen. Ein weiteres Indiz dafür, wie wert ihm „Der fromme Rat" war, dürfte der für Hebel überraschend dezidierte Entschluß sein, auf den Eingriff der Behörden hin von der Kalenderredaktion zurückzutreten. Ironie des Schicksals, daß „Der fromme Rat" gerade durch jene Intoleranz und geistige Enge zu Fall gebracht worden ist, aus der er hätte hinausführen müssen. Anderseits haben die Gegner — bewußt oder instinktiv — erfaßt, daß hier der Hausfreund auf liebenswürdig subversive Art seinen Lesern einen Weg aus Autoritätsgläubigkeit und Erstarrung in der Konvention weist.

P.S. Eine eher satyrspielhafte Nachbemerkung sei mir noch gestattet. Die Hebel-Literatur ist in den letzten Jahren ins Kraut geschossen. Das ist zum einen erfreulich: wertvolle Editionen und Untersuchungen bringen uns Hebel näher. Zum andern ist Hebel aber auch Streitobjekt geworden, etwa nach dem Hebelschen Motto: Schlägst du mir meinen Hebel, schlag ich dir deinen Hebel. Schulmeister und Bibliothekare, „zwar Gelehrte, aber eben deswegen", wirbeln Bücherstaub auf und reiten Attacken gegeneinander, „links von daher, rechts von dorther", und auf der andern Seite wird der alemannische Poet und Hausfreund von einer allzu heimattümelnden und verharmlosenden Verehrung für sich beansprucht. Angesichts dieser Lage könnte es dem geneigten Leser fast ein wenig bange werden, und er könnte sich zu fragen beginnen, welches nun der wahre und eigentliche Hebel sei. In dieser Not wäre ihm der fromme Rat eines Paters zu wünschen, der freundlich lächelnd mit dem Zeigefinger auf die Alemannischen Gedichte, auf das Schatzkästlein und die übrigen Kalendergeschichten sowie auf die Briefe und Aufsätze wiese. Nämlich: in diesem Werk solle er lesen, und zwar genau, und sich etwas von dessen befreiend klarer, sonnenreicher Sicht der menschlichen Dinge und von dem hintergründigen Humor darin zu eigen machen.

Anmerkungen

[1]) Vgl. dazu Heinrich Funck, Über den Rheinländischen Hausfreund und Johann Peter Hebel. In: Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier des Großh. Gymnasiums. Karlsruhe 1886. Besonders S. 82 bis 84.

[2]) Johann Peter Hebel, Briefe, hg. Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1975, S. 590.

[3]) Funck a.a.O. S. 83.

[4]) Briefe a.a.O. S. 584.

[5]) Briefe a.a.O. S. 584f.

[6]) Briefe a.a.O. S. 585.

[7]) Briefe a.a.O. S. 585.

[8]) Briefe a.a.O. S. 585.

[9]) Ludwig Rohner, Kalendergeschichte und Kalender, Wiesbaden 1978, S. 272.

[10]) Johann Peter Hebel, Poetische Werke, hg. Theodor Salfinger, München 1961, S. 486.

[11]) „Die Bekehrung", Poetische Werke a.a.O. S. 237f.

[12]) Daß es editorischer Unfug ist, diesen Satz wegzulassen, wie es die Insel-Ausgabe 1968 von E. Meckel tut, versteht sich. Schade, daß die jüngste Ausgabe von Hebels Kalendergeschichten (unter dem etwas irreführenden Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes", herausgegeben von Jan Knopf, Insel-Taschenbuch 719, Frankfurt a.M. 1984) den Satz — wenn auch nur leicht — verändert, offenbar der Ausgabe von Wilhelm Zentner (Karlsruhe 1968) folgend. Der originale Wortlaut ist jetzt ja durch Ludwig Rohners Faksimile-Ausgabe des „Rheinländischen Hausfreunds" (Wiesbaden 1981) leicht zugänglich.

[13]) Poetische Werke a.a.O.: „Mißverstand" S. 93, „Der Herr Wunderlich" S. 408ff., „Kannitverstand" S. 134ff. — Man sollte nicht mehr daran zweifeln, daß Hebel meint, was er sagt, wenn er den Handwerksburschen im „Kannitverstan" „durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis" gelangen läßt. Rainer Kawa möchte auf diese Weise Hebel gegen die herablassende Kritik von Rudolf Kreis in Schutz nehmen (der den „Kannitverstan" am liebsten „totkriegen"

möchte!). Jan Knopf ist da differenzierter, indem er den heilsgeschichtlichen Zug ausdrücklich einräumt. (Rainer Kawa [Hg.], Johann Peter Hebels Kalendergeschichten, Texte und Materialien, Frankfurt a. M. 1982; Rudolf Kreis, Geschichten zum Nachdenken, jetzt in: Zu Johann Peter Hebel, hg. Rainer Kawa, Stuttgart 1981; Jan Knopf, Geschichten zur Geschichte, Stuttgart 1973.)

[14]) Poetische Werke a. a. O. S. 520 f.

[15]) Poetische Werke a. a. O. S. 136.

[16]) Poetische Werke a. a. O. S. 398 f.

[17]) So bei Rolf Max Kully, Johann Peter Hebel als Theoretiker, in: Das Markgräflerland 10/1979 (Heft 1/2), S. 116—136. Darin, daß man den Künstler Hebel nur akzeptiert, wenn er sich als „Theoretiker" rechtfertigen kann, zeigt sich gerade jener „Bildungshochmut", von dem Walter Benjamin im Zusammenhang mit der Hebel-Rezeption gesprochen hat.

Für aufschlußreiche Gespräche über Hebels frommen Rat bin ich Herrn Dr. Josef Breuss, Baden, dankbar. U. D.

Hebel-Bilder (I)

Was war er nun? Nichts von dem, was er in der Welt war und was er nicht ganz ungern die Welt von sich reden ließ, ratloser Pilger an der Straße, armer, unschlüssiger Wanderer am Kreuzweg, überantwortet einem fast zu verletzlichen Gewissen. Er gestand es sich wieder ein, daß er sich nicht entschließen, kein Ganzes aus seinem Leben machen konnte. Wo sein Herz war, da war er nicht; seltsamer noch: etwas in ihm verwehrte ihm, dort zu sein, wo er sein wollte, wo sein Wort aufwuchs und Bestand hatte wie der Rebstock; er selber war's, der über das geliebte Frauenbild — die Heimat einen Schleier zog. Warum? Daß es ganz rein, ganz Bild würde? Aber hatte er ein Recht dazu? Wäre es ihm nicht eher angestanden, zu ergreifen, was sein war, und sein Eigentum zu verantworten, aber sein Eigentum? Er hatte keines; zwischen Basel und Hausen hatte er die Kindheit verbracht, Dienst- und Wandersleute waren die Eltern, seine Mutter war auf dem Wege zwischen Basel und Hausen gestorben, der Vater hatte seine beste Kraft an ein fremdes Land vergeben. Wieder gestand er sich's ein: die ihm am nächsten waren, das waren die Wandernden, die Kaufleute und Boten, die Schiffsknechte auf dem Rhein, Fuhrleute, die von der Fremde erzählten, die Heimatlosen, Landstreicher, gar noch die Gespenster am Kreuzweg, oder Großvater und Enkel, die als Fahrende auf der Straße vor dem Röttelner Schloß erschüttert wurden vom Geheimnis der Vergänglichkeit, dem Untergang der Welt.

Reinhold Schneider
(„Der Wächterruf" im Band „Der ferne König", Herder 1959, S. 250)

Johann Peter Hebels „Heimliche Enthauptung": Querverbindungen zur mündlichen Überlieferung

J. B. Smith, University of Bath

Unter den im Jahre 1851 von Bernhard Baader herausgegebenen Volkssagen aus dem Lande Baden findet sich eine Erzählung mit dem Titel „Das heimliche Gericht", die folgenden Wortlaut hat:

„Als der Kurfürst Karl Theodor noch in Mannheim hofhielt, kamen nachts zu dem Scharfrichter in Landau zwei unbekannte Männer und sagten ihm, er könne ein schönes Stück Geld verdienen, wenn er mit ihnen ginge und ein ganz gerechtes Todesurteil vollzöge, ohne jedoch zu wissen, wo und an wem. Der Scharfrichter erklärte sich bereit, ließ sich von den Männern die Augen verbinden und fuhr mit ihnen davon. Während der Fahrt achtete er genau auf deren Dauer, merkte, daß es über eine Brücke und durch ein Festungstor gehe und bald darauf die Kutsche halte. Nachdem man ihn aus dieser gehoben, führte man ihn viele Staffeln hinauf, welche er heimlich zählte, blieb kurz nachher mit ihm stehen und nahm ihm das Tuch von den Augen. Er befand sich in einem von vielen Lichtern erhellten Gemache, worin um einen Tisch eine Anzahl schwarzvermummter Herren saß. Vor dem Tische stand eine Frau, auch mit verhülltem Gesicht, und in ihrer Nähe ein Richtblock. Einer der Herren las nun der Frau ihr Todesurteil vor, worauf sie an dem Block niederkniete und ihren Kopf darauf legte. Ohne Bedenken trat der Scharfrichter hinzu und enthauptete sie. Nach diesem ward er reichlich ausbezahlt und mit verbundenen Augen nach Landau zurückgeführt. Um zu erfahren, wo er gewesen, besuchte er mehrere Schlösser und brachte endlich mit Hilfe dessen, was er sich gemerkt hatte, heraus, daß die Hinrichtung im dritten Stock des Mannheimer Schlosses geschehen sei. Dies war auch der Fall, und die Enthauptete ein Hoffräulein. Der Grund ihrer Hinrichtung ist unbekannt. Gleich nach derselben wurde die Treppe, auf welcher der Scharfrichter aus dem zweiten Stock in das Vorzimmer des Gemachs geführt worden war, oben und unten zugemauert, auch außen an letzterm ein Kreuz aus Erz in die Wand gefügt. In dem Gemache geht das Hoffräulein in weißer Gestalt noch heute um und klagt in wimmernden Tönen."[1])

In seinen Historischen Sagen, wo Baaders Text den „Rechtssagen" zugeordnet wird, verweist Leander Petzoldt, ohne andere Varianten anzugeben, auf Johann Peter Hebels Kalendergeschichte „Heimliche Enthauptung", die sich mit demselben Stoff befaßt[2]). Im folgenden versuche ich, die Hauptzüge von Hebels Geschichte wiederzugeben, um so den Zusammenhang mit Baaders Fassung hervortreten zu lassen:

Am 17. Juni (das Jahr wird nicht angegeben) erhielt der Scharfrichter von Landau einen Brief mit dem Auftrag, unverzüglich nach Nancy zu kommen und sein großes Richtschwert mitzubringen. Nachdem er sich in eine Kutsche gesetzt hatte, die für ihn bereitstand, und eine Stunde gefahren war — die Sonne ging schon unter — sah er, wie drei bewaffnete Männer an der Straße auf ihn warteten. Sie setzten sich zu ihm und bestanden darauf, daß er sich die Augen zubinden

Heimliche Enthauptung.

(Mit einer auf der folgenden Seite befindlichen Abbildung.)

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seiner Zeit die sechste Bitte des Vater Unsers mit Andacht gebetet, so weiß ichs nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Brieflein von Nanzig am geschicktesten Tag. In dem Brieflein stand geschrieben: „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Nanzig kommen, und euer großes Richtschwerdt mitbringen. Was ihr zu thun habt, wird man euch sagen und wohl bezahlen." — Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „das ist meines Amts," und setzte sich in die Kutsche. Als er noch eine Stunde herwärts Nanzig war, es war schon Abend, und die Sonne gieng in blutrothen Wolken unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: Wir bekommen Morgen wieder schön Wetter, da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter, und versprachen ihm, daß ihm kein Leids widerfahren sollte, aber die Augen müßt ihr euch zubinden lassen; und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager fahr zu." Der Schwager (das ist der Kutscher) fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wissen wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Betglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken, und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen. Der Künstler aber, der nebenstehende Abbildung dazu verfertiget hat, sagt, es sey besser, er lasse das Tageslicht hinein, der Scharfrichter sehe alsdann auch besser zu seinem Geschäft. Denn in der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht, und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwerd mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stühllein saß, den Kopf abzuhauen. Da wards dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz, und sagte, das soll man ihm nicht übel nehmen. Sein Schwerd, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sey, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Pistole entgegen, und sagte: „Entweder, Oder! Wenn ihr nicht thut was man euch heißt, so seht ihr den Kirchthurn von Landau nimmermehr." Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, und wenns nicht anders seyn kann, sagte er, und ich vergieße unschuldiges Blut, so komme es auf euer Haupt, und schlug mit einem Hieb der armen Person den Kopf vom Leibe weg. Nach der That, so gab ihm einer von den Herrn einen Geldbeutel, worin zwei hundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu, und führte ihn in die nämliche Kutsche zurück. Die nemlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutsche stille hielt, und er bekam die Erlaubniß auszusteigen, und die Binde von den Augen abzulösen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm eingesessen waren, eine Stunde herwärts Nanzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutsche aber fuhr eilig wieder zurück.

Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat niemand erfahren wer sie war, und was sie gesündiget hat, und niemand weiß das Grab.

„Heimliche Enthauptung"

lassen sollte. Noch gute zwölf Stunden, wie es ihm schien, mußte er seine Reise ins Unbekannte fortsetzen, bis die Kutsche vor einem Hause hielt. Hier wurde er, nachdem er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, durch viele Türen und Treppen geführt, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. „Der Saal war ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen standen Wachskerzen. In der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern . . ." Einer von ihnen befahl dem Scharfrichter, die Dame zu enthaupten. Zunächst weigerte er sich, und erst als ihm mit einer Pistole gedroht wurde, schlug er der Dame mit einem Hieb den Kopf ab. Nachdem er mit zweihundert Dublonen belohnt worden war, wurde er mit verbundenen Augen zu der Stelle zurückbegleitet, wo die drei Männer ursprünglich zu ihm gestoßen waren. Niemand weiß, wer das Opfer seines Schwertes war, was sie gesündigt hat oder wo sie begraben liegt[3]).

Trotz der offensichtlichen inhaltlichen Übereinstimmung dieser beiden Geschichten, die besonders in der Szene im Saal zum Ausdruck kommt, fallen Unterschiede auf, die den Gedanken kaum zulassen, daß die eine der anderen als Vorlage gedient haben könnte. Manche Abweichungen können allerdings dem schablonenhaften Denken der volkstümlichen Überlieferung einerseits und

der Sinngebung des gestaltenden Künstlers andererseits zugeschrieben werden. So findet in der Sage, wo der Scharfrichter sein Opfer „ohne Bedenken" enthauptet, die Problematik des Stoffes ihren Niederschlag höchstens darin, daß sie mit der obligaten Spukgeschichte endet, während Hebel sich wiederholt mit dem Ethischen befaßt und seiner Beunruhigung in kräftigen sinnlichen Bildern Ausdruck zu geben versteht („die Sonne ging in blutroten Wolken unter", „Da ward's dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz"). Aber die Tatsache z. B., daß die sonst so ungenaue Sage die Regierungszeit des Kurfürsten Karl Theodor erwähnt und den Scharfrichter Ort und Opfer des Vergehens — ohne Begründung übrigens — herausfinden läßt, schließt wohl die Vermutung aus, daß ihr Hebels Geschichte zugrunde liegen könnte. Auch bei Hebel finden wir Züge, die darauf hindeuten, daß seine Vorlage vollständiger war als die Sage, wie wir sie bei Baader antreffen. So findet die Hin- wie auch die Herreise des Scharfrichters in zwei Etappen statt, und so verrichtet er seinen Dienst erst, als man gedroht hat, ihm das Leben zu nehmen.

Zur Bestätigung der Vermutung, daß diese Züge tatsächlich der Überlieferung angehören und nicht hinzugedichtet wurden, müßte man anderen Varianten nachspüren. Überraschenderweise findet sich mindestens eine weitere Fassung in einem englischsprachigen Werk, den 1815 erschienenen Historical Memoirs des Sir Nathaniel Wraxall. Wraxall behauptet, oftmals in Wien und verschiedenen Teilen des Deutschen Reichs von einem Ereignis gehört zu haben, das sich folgendermaßen nacherzählen läßt:

Während eines großen Teils des 18. Jahrhunderts wurde der Bourreau oder Scharfrichter von Straßburg öfters aufgefordert, jenseits des Rheins, und zwar in Schwaben, den badischen Gebieten und dem Breisgau, seines Amtes zu walten. So sprachen eines Nachts im Jahre 1774 oder 1775 Leute bei dem damals amtierenden Nachrichter vor, die verlangten, daß er sie begleiten sollte. Er solle sein Schwert mitnehmen, denn er habe einen Missetäter hohen Ranges zu enthaupten. Er wurde von seinen Begleitern in einer Kutsche nach Kehl gebracht, wo ihm die Augen zugebunden wurden. Am anderen Tag kamen die Reisenden vor einem mit einem Wassergraben umgebenen Schloß an, die Zugbrücke wurde heruntergelassen, und sie fuhren in den Hof. Nach geraumer Zeit wurde er in einen großen Saal geführt, wo ein mit schwarzen Tüchern behängtes Schafott sich befand, in dessen Mitte ein Schemel oder Stuhl gestellt worden war. Bald trat eine in Trauer gekleidete, verschleierte Dame herein, die nicht mehr ganz jung zu sein schien. Ihr wurden Arme und Beine gebunden, wobei sie sich weder sträubte noch beklagte, und auf ein Zeichen enthauptete der Scharfrichter sie mit einem Hieb seines Schwertes. Gleich danach wurde er reichlich belohnt, nach Kehl zurückbegleitet und am Ende der Brücke, die nach Straßburg führt, abgesetzt. Wraxall berichtet weiter, daß während seines Aufenthalts in Deutschland viele verschiedene Meinungen über die Identität der Dame vorgebracht wurden, die so ihren Tod gefunden haben sollte. Die meisten glaubten, daß sie Augusta Elisabeth, Prinzessin von Thurn und Taxis und Tochter von Karl Alexander, dem Prinzen von Württemberg gewesen sei. Ob wegen Unvereinbarkeit der Charaktere der Ehepartner, ob wegen der unlenksamen und heftigen Art der Prinzessin, hätte sich ihre Ehe mit Karl Anselm, Prinz von Thurn und Taxis, als äußerst unglücklich erwiesen. Sie sollte ihrem Gemahl wiederholt nach dem Leben getrachtet haben, vor allem während eines gemeinsamen Spaziergangs an der Donau in der Nähe des Schlosses Donau-Stauff, wo sie versucht hätte, ihn in den Strom zu stürzen. Laut Wraxall soll sie von ihrem Bruder, dem regierenden Herzog von Württemberg, eingekerkert worden sein, nachdem sie 1773 oder 1774 von ihrem Mann getrennt wurde. Viel problematischer sei die Frage, ob sie die Per-

son war, die von dem Straßburger Scharfrichter hingerichtet wurde. Wraxall behauptet, im Herbst des Jahres 1778 mit dem Prinzen von Thurn und Taxis im Schloß Donau-Stauff gespeist zu haben. Laut Berichten habe sich die Gattin des damals etwa Fünfundvierzigjährigen zu dieser Zeit in Gewahrsam befunden, aber ihr Tod sei erst viele Jahre später angezeigt worden[4]).

Bei diesem Bericht geht es Wraxall darum, die Glaubwürdigkeit einer anderen Geschichte zu stützen, die er in Portici von Lady Hamilton gehört haben will und in ihren Worten wiederzugeben versucht. Er beginnt mit der Bemerkung, daß die geringe Entfernung zwischen den nördlichen Provinzen des Königreichs Neapel und den päpstlichen Gebieten es den Missetätern des einen Staates ermöglicht habe, in den anderen zu fliehen und sich so vor dem Gesetz zu retten. Er fährt dann fort:

Um das Jahr 1743 herum wurde ein irischer Chirurg namens Ogilvie, der unweit der Piazza di Spagna in Rom wohnte, von zwei maskierten Männern aus dem Bett gerufen, die in einer Kutsche vor seiner Tür vorgefahren waren. Sie baten ihn, sofort mitzufahren und seine Lanzetten mitzunehmen. Sobald die Kutsche die Straße verlassen hatte, wo er wohnte, verlangten sie, er solle sich die Augen zubinden lassen, da die Person, die er zu behandeln habe, eine Dame hohen Ranges sei, deren Identität geheimgehalten werden müsse. Als sie auf Umwegen ihr Ziel erreicht hatten, wurde er in ein Haus begleitet, wo er nach Besteigen einer engen Treppe in ein Gemach geführt wurde. Man nahm ihm dann die Binde ab und teilte ihm mit, daß er einer Dame, die ihre Familie entehrt habe und sich ohne weiteres in ihr Schicksal ergeben würde, die Adern zu öffnen habe und daß man ihn danach reichlich belohnen würde. Ogilvie sträubte sich zuerst. Erst, als man ihm versicherte, daß ein solches Verhalten nicht nur seinen eigenen, sondern auch den Tod der Dame zur Folge haben würde, gab er den Forderungen seiner Entführer nach. Dann wurde er in das nächste Zimmer geführt, wo er sein Opfer fand, eine Dame von interessantem und jugendlichem Äußerem. Nachdem sie ihre Beine in einen großen Kübel warmen Wassers getaucht hatte, versicherte sie dem Chirurgen, daß sie sich mit ihrem Tode abgefunden habe, denn nur so könne sie ihre Schuld sühnen, und nach kurzem Zögern öffnete er ihr die Adern. Man bot ihm dann einen Beutel Zechinen an, die er aber ablehnte, und die Augen wurden ihm wieder verbunden. Während er die enge Treppe hinuntergeführt wurde, gelang es ihm, die Wände mit seinen noch blutbefleckten Fingern zu zeichnen. Als er wieder vor seiner Tür abgesetzt wurde, warnte man ihn davor, das, was er erlebt hatte, zu verraten. Am nächsten Morgen erstattete er trotzdem dem Sekretär der Apostolischen Kammer einen ausführlichen Bericht. Als Benedikt XIV. davon Kenntnis erhielt, stellte er Ogilvie eine Truppe der Sbirren zur Verfügung, die ihm bei der Suche nach dem Tatort helfen sollten. Schließlich fand er die Blutflecken, die er hinterlassen hatte, in der Villa Papa Julio vor der Stadt. Hier erkannte er auch das Zimmer, wo er seinen unfreiwilligen Dienst verrichtet hatte. Es stellte sich heraus, daß es der Besitzer der Villa, der Herzog de Bracciano, und dessen Bruder gewesen waren, die den Tod ihrer eigenen Schwester dort verordnet hatten. Sobald diese erfuhren, daß ihr Verbrechen aufgedeckt worden war, flohen sie nach Neapel, wo sie nach Entrichtung eines beträchtlichen Bußgeldes an die Apostolische Kammer begnadigt wurden. Außerdem mußten sie über dem Kaminsims des Zimmers, wo die Tat verübt worden war, eine kupferne Tafel befestigen lassen, deren Aufschrift von ihrem Verbrechen und ihrer Bußfertigkeit berichtete. Bis vor kurzem habe man die Tafel noch sehen können[5]).

Während von diesen beiden hier gekürzt wiedergegebenen Berichten Wraxalls der erste oben angeführte offensichtlich mit Baaders und zumal mit Hebels Geschichte verwandt ist, könnte man in Frage stellen, ob

der zweite, sich in Italien abspielende zu demselben Sagenkreis gehört. Fest steht, daß Wraxall für seinen Teil eine solche Verwandtschaft nicht zu vermuten scheint, da er den einen lediglich erstattet, um den anderen glaubwürdiger erscheinen zu lassen. Wie dem auch sein mag, es läßt sich nicht leugnen, daß der hier als zweiter angeführte Bericht Wraxalls viele Züge nicht nur mit dem ersten, sondern auch mit Baaders und Hebels Geschichte gemeinsam hat. So, um nur ein paar der hervorstechendsten Merkmale zu erwähnen, werden dem mit der Hinrichtung Beauftragten (in diesem Fall dem Chirurgen Ogilvie) die Augen erst nach der ersten Etappe der Reise verbunden (vgl. Wraxall 1, Hebel), er vollstreckt das Urteil erst, als ihm selber der Tod angedroht worden ist (vgl. Hebel), die Treppe erweist sich als Mittel, den Tatort zu entdecken (vgl. Baader), das Opfer des Verbrechens wird genannt (vgl. Baaders „Hoffräulein"), und eine Gedenktafel wird über dem Kaminsims angebracht (vgl. Baaders „Kreuz von Erz").

Es fällt hier ins Gewicht, daß der schottische Altertumsforscher Robert Chambers (1802 bis 1871), der die Irrwege mündlicher Überlieferung sicherlich besser kannte als Wraxall, nicht zögerte, einen Zusammenhang zwischen Wraxalls Berichten und einer Sage zu sehen, die Littlecote House, einem Herrenhaus in der südenglischen Grafschaft Wiltshire, damals schon seit mehr als zwei Jahrhunderten anhaftete[6]). Die früheste Chambers bekannte Fassung der Geschichte findet sich unter den Schriften des in Wiltshire geborenen Altertumskundlers John Aubrey (1626—97) und bezieht sich auf William Dayrell oder Darell (1539—89), den ehemaligen Besitzer Littlecotes, aber eine frühere Variante, die schon zu Lebzeiten Darells schriftlich festgehalten wurde, erwähnt weder ihn noch Littlecote House.

Bei dieser Variante handelt es sich um die 1578 verfaßte Niederschrift einer eidlichen Aussage, die Mother Barnes, eine Hebamme aus Great Shefford, einem sechs Meilen östlich von Littlecote gelegenen Dorf in der Grafschaft Berkshire, vor einem Friedensrichter und Freund Darells namens Anthony Bridges gemacht hatte. Bridges' Niederschrift, die um 1860 unter einigen Akten aus Darells früherem Besitz entdeckt wurde, läßt sich in knappen Zügen so umreißen:

Eines Abends spät sprachen zwei Bediente bei Mutter Barnes vor, angeblich im Auftrag einer Mrs. Knevett, die die Hilfe einer Hebamme dringend benötige. Mutter Barnes ritt fast die ganze Nacht mit, in östlicher Richtung, wie es ihr schien, und über eine sehr lange Brücke, die, wie sie annahm, die Themse überspannte. Gegen Tag kamen die Berittenen vor einem Hause an, wo die Hebamme von einem Herrn empfangen, eine Treppe hinaufbegleitet, durch zwei Gemächer mit großen Kaminfeuern und in ein drittes geführt wurde, wo ein reiches mit Gardinen umhangenes Bett stand. Mit der Versicherung, daß der Erfolg mit einer guten Besoldung, ein Mißlingen aber mit dem Tod entgolten werde, beauftragte der Herr die Hebamme damit, eine Dame zu entbinden, die dort in den Wehen lag. Die Dame, deren Gesicht verhüllt war, gebar binnen kurzem einen Knaben, der aus Mangel an Kleidern in die Schürze der Hebamme gewickelt werden mußte. Auf der Suche nach einem geeigneteren Gewand ging diese in eines der anderen Gemächer, wo sie dem Herrn begegnete, der ihr befahl, das Kind auf das Feuer zu werfen. Trotz ihrer inständigen Bitten, das Kind annehmen und als ihr eigenes erziehen zu dürfen, wurde es den Flammen anheimgegeben. Die Hebamme blieb den ganzen Tag bei der Dame, und in der darauffolgenden Nacht wurde sie bis kurz vor ihr eigenes Haus zurückbegleitet[7]).

Hier fällt nicht nur auf, daß weder Täter noch Tatort genannt werden, sondern auch, daß die Hebamme nach vielstündiger Reise in anscheinend östlicher Richtung ihr Reiseziel nicht erkannte, wo doch das nur sechs Meilen westlich ihres Wohnorts gelegene Littlecote, auch wenn sie es auf Umwegen

erreicht hätte, ihr sicherlich bekannt vorgekommen wäre[8]).

Das Thema taucht als nächstes, wie oben erwähnt, bei John Aubrey auf, etwa hundert Jahre nach dem Tode Darells. In Aubreys Fassung der Geschichte ist Darell nun zum Mörder, der Tatort zu Littlecote House, und die unglückselige Dame zu der Kammerzofe von Darells Frau geworden, trotzdem dieser in Wirklichkeit nie heiratete:

„Sir . . . Dayrell, von Littlecote in der Grafschaft Wiltshire, schwängerte die Kammerzofe seiner Frau, und als die Zeit ihrer Niederkunft da war, schickte er einen Bedienten mit einem Pferd nach einer Hebamme, die mit verbundenen Augen kommen sollte. Sie kam auch und entband die Frau, aber sobald das Kind geboren war, sah die Hebamme, wie der Ritter das Kind nahm und es im Feuer in der Kammer verbrannte. Da sie ihren Dienst verrichtet hatte, wurde sie für ihre Mühe außerordentlich belohnt und mit verbundenen Augen weggeschickt. Diese schreckliche Tat beschäftigte sie sehr, und in ihr regte sich der Wunsch, den Tatort zu entdecken, aber sie wußte nicht, wo er war. Sie sann über die Zeit nach, die sie wohl ritt und wieviele Meilen sie mit dieser Geschwindigkeit in dieser Zeit geritten sein mochte, und sie kam zu dem Schluß, daß es das Haus eines großen Herrn sein mußte, denn das Zimmer war 12 Fuß hoch; und daß sie das Zimmer erkennen würde, wenn sie es sähe. Sie ging zu einem Friedensrichter, man begab sich auf die Suche, und dasselbige Zimmer wurde gefunden. Der Ritter kam vor Gericht, und kurzum bekam der nämliche Richter dieses edle Haus, den Park und das Schloß und, wie ich glaube, noch mehr als Bestechung, auf daß er ihm das Leben rette"[9]).

Der Richter, auf den sich Aubrey bezieht, war Sir John Popham, der tatsächlich als Darells Nachfolger in den Besitz von Littlecote gelangte. Er wurde aber erst 1592, drei Jahre nach Darells Tod, zum Richter ernannt, kann also kaum über diesen zu Gericht gesessen haben. Übrigens war Darell auch kein Ritter („knight"), obwohl ihn Aubrey so betitelt[10]).

Außerdem sind bei Aubrey nunmehr andere Züge hinzugekommen, die uns zum Teil aus der späteren Überlieferung schon bekannt sind. So werden der Hebamme die Augen verbunden, der Schauplatz des Verbrechens wird kraft ihrer Beobachtungen entdeckt, und dem Mörder wird die Strafe erlassen, weil er den Richter mit Haus und Hof bestochen hat.

So geprägt, lebte die Geschichte in der mündlichen Überlieferung Südenglands weiter, denn am Anfang des 19. Jahrhunderts notierte Lord Webb Seymour eine Variante, die im wesentlichen mit der Aubreys übereinstimmt. Nur hat sich bei ersterem die List geändert, zu der die Hebamme greift, um das Schloß zu entdecken: sie schneidet ein Stück aus dem Vorhang des Kindbetts und näht es wieder ein, und sie zählt die Stufen der Treppe, auf der sie das Schloß verläßt. Dazu kommt noch, daß Darell wenige Monate nach der Tat sich das Genick bricht, als er auf die Jagd reitet und einen Zaunübertritt überspringen will.

Lord Webb Seymour teilte seine Variante der Geschichte Sir Walter Scott mit. Dieser kannte eine verwandte Sage, die sich in Edinburgh abspielte, und er verquickte beide Überlieferungen in einer „Ballade" seines Gedichts Rokeby, das 1813 erschien. Sowohl die englische Variante Seymours als auch die Scott seit seiner Kindheit vertraute schottische wird von diesem in seinen Anmerkungen zu Rokeby zitiert[11]). Letztere lautet in etwa so:

Gegen Anfang des 18. Jahrhunderts wurde ein Geistlicher einmal um Mitternacht aufgefordert, mit jemandem zu beten, der kurz vor dem Tod stehe. Er wurde in einer Sänfte zu einem entfernten Stadtteil gebracht, wo seine Träger, deren Sprache und Kleidung eher Mitglieder der höheren Stände vermuten ließen, ihm mit Pistolen drohten und darauf bestanden, daß er sich die Augen verbin-

den lassen sollte. Dann wurde er zu einem Haus getragen, wo er nach Besteigen einer Treppe von seiner Augenbinde befreit und in eine Schlafkammer geführt wurde. Hier sah er vor sich eine Dame mit ihrem neugeborenen Kind. Obwohl Mutter und Kind gesund zu sein schienen, mußte er Gebete sprechen, wie sie sonst nur an einem Sterbebett üblich sind. Während er danach die Treppe schleunigst hinuntergeführt wurde, hörte er einen Pistolenschuß. Als er vor seinem eigenen Hause abgesetzt wurde, wurde ihm ein Geldbeutel mit Gold aufgedrängt, wobei er gemahnt wurde, daß ihn jede Anspielung auf das Geschehnis das Leben kosten würde. Kurz danach erfuhr er, daß ein gewisses Haus am oberen Ende des Canongate in Brand geraten und die Tochter des Hauses dabei gestorben war. Erst viel später erwähnte er die Sache seinen Ordensbrüdern gegenüber. Nach seinem Tode brannte es noch einmal an derselben Stelle, wobei mitten in der Feuersbrunst, Unheil verkündend, der Geist der Dame erschien.

Kehren wir zur englischen Überlieferung zurück, so finden wir in einer 1799 erschienenen Anekdoten- und Biographiensammlung des Journalisten L. T. Rede eine Variante der Geschichte, die in manchen Punkten von derjenigen abweicht, die Lord Webb Seymour — wohl um dieselbe Zeit übrigens — dem schottischen Dichter Scott mitteilte. In der von Rede veröffentlichten Fassung werden weder Akteure noch Schauplatz namhaft gemacht, da aber die Handlung „in einer an London grenzenden Grafschaft" abläuft und angeblich noch in das achtzehnte Jahrhundert gehört, kommt weder Littlecote als Tatort noch Darell als Täter in Frage. Die Rolle, die in anderen englischen Varianten von letzterem gespielt wird, fehlt bei Rede sogar: der Bote, der die Hebamme abgeholt hat, ist auch derjenige, der sie nach ihrer Ankunft im Herrenhaus genau über ihre Aufgabe unterrichtet, und die unbekannten oder zumindest ungenannten Personen, die das Komplott geschmiedet haben, sind nun auf „fünf oder sechs" angewachsen. Weiter fällt bei Rede z. B. auf, daß die Hebamme auch während der Entbindung ihre Augenbinde anbehalten muß und den Stoff-Fetzen, den sie von der Gardine abschneidet, nicht wieder einnäht. Ein wesentlicherer Unterschied aber, der Redes Variante von den anderen englischen absondert, besteht darin, daß die Hebamme den Mord nicht mitansieht und ihn lediglich vermutet, weil sie z. B., während sie das Schloß verläßt, durch ihre Augenbinde ein Licht wahrnimmt und Gebranntes riecht. Bald danach im Text wird auch das Verschwinden einer Nichte des Hauses erwähnt[12]).

Diese Züge erinnern stark an die Scott aus seiner eigenen Kindheit bekannte Variante, die oben nacherzählt wurde. Auch hier wird die herbeigerufene Person, in diesem Fall ein Geistlicher, schon vor der Mordtat weggeführt, auch hier brennt es in der Folge, wonach das Verschwinden einer jungen Frau, vermutlich der Mutter, kundgetan wird. Natürlich werden diese Elemente in der schottischen Überlieferung anders gehandhabt: vor allem wird das Motiv des Feuers auf raffinierte Weise umfunktioniert, so daß alle Spuren des Verbrechens durch einen Brand verwischt werden und der Tod der jungen Frau nun wie die Folgen einer Naturkatastrophe aussieht. Trotzdem ist die Ähnlichkeit zwischen den beiden Varianten so frappierend, daß sie als nahe miteinander verwandt betrachtet werden müssen: wohl entstammt die schottische, von Scott aufgezeichnete Geschichte einer Vorform von Redes Anekdote, die somit als Brücke zwischen der englischen und der schottischen Überlieferung zu sehen ist.

Trotz der Mannigfaltigkeit oben besprochener Varianten können, wie schon zum Teil gezeigt, gewisse Tendenzen und Zusammenhänge erkannt werden: Motive verschwinden und tauchen erst nach Generationen wieder auf, dieselben Elemente ordnen sich kaleidoskopartig zu neuen, unerwarteten Mustern. So ist das Motiv des Flammen-

todes allen britischen Spielarten gemeinsam, und nur in diesen hat die herbeigerufene Person (Hebamme, Geistlicher) die Aufgabe, Leben oder Trost zu spenden. Allerdings wird bei Bridges die Hebamme aufgefordert, das Kind, bei dessen Geburt sie eben geholfen hat, zu töten, ein Motiv, das in abgeänderter Form in den festländischen Varianten überhandnimmt, denn hier hat der Herbeigerufene (Arzt, Scharfrichter) nur noch die Aufgabe, Leben zu nehmen.

Hat man einmal erkannt, wo die Varianten auseinandergehen, kann man das Grundschema der Geschichte etwa wie folgt rekonstruieren, wobei zu merken ist, daß die Erwähnung eines Motivs keineswegs bedeutet, daß es ursprünglich ist oder in allen Spielarten vorkommt:

Ein Mensch, dessen Tüchtigkeit in seinem Tätigkeitsbereich allgemein bekannt ist (Hebamme, Geistlicher, Arzt, Scharfrichter), wird nachts herbeigerufen und mit verbundenen Augen auf Umwegen zu einem ihm unbekannten Ziel gebracht, wo er einer oder mehreren illegal zum Tode verurteilten Personen (Frau, Kind, beiden) gegenüber seines Amtes zu walten hat (vgl. Thompson K 955 Murder by burning). Er wird wieder nach Hause geleitet und reichlich belohnt, wobei ihm jede Anspielung auf das Geschehene verboten wird. Er greift zur List (Schätzung der Entfernung, der Zimmerhöhe; Ausschneiden eines Stoff-Fetzens aus einem Vorhang (vgl. Thompson H 117 Identification by cut garment); Zählen der Treppenstufen; Hinterlassen von Blutspuren), um Tatort, Opfer und Täter zu ermitteln. Letztere werden vor Gericht gestellt, aber wegen Beziehungen oder mangelnden bzw. widersprüchlichen Beweismaterials freigesprochen. Wo der Richter nicht bestochen worden ist, werden Bußgelder verlangt, oder eine symbolische Strafe (Anbringen einer beschrifteten Tafel oder eines Kreuzes) wird verhängt. Unheil bleibt aber nicht aus: das Opfer erscheint als Gespenst, der Missetäter stirbt unerwartet, sein Stamm gedeiht nicht, usw.

Aus obiger Zusammenfassung geht hervor, daß wenige Elemente dieser weitverzweigten Überlieferung in dem Motivverzeichnis von Stith Thompson erfaßt wurden[13]). Eine weitere Ergründung der Zusammenhänge könnte aber nicht nur für die vergleichende Erzählforschung aufschlußreich sein, sie könnte auch ein wenig zur Beleuchtung der Frage beitragen, wie Hebel zu seinen Quellen stand. Wir können natürlich bei der „Heimlichen Enthauptung" genauso wenig wie bei vielen anderen Hebelschen Erzählungen wissen, wie das unmittelbare Quellenmaterial aussah, aber sorgfältige Vergleiche mit den vorliegenden Varianten können zu mehr oder weniger berechtigten Annahmen führen. So ist es vielleicht von Bedeutung, daß im Gegensatz zu den meisten anderen Varianten Hebel von jeglicher Spekulation über Tatort, Täter oder Opfer absieht und sich auch weigert, Gespenstergeschichten feilzubieten. Dadurch gelingt es ihm, alles Nebensächliche zu vermeiden, den Schwerpunkt auf ethische Probleme zu verlagern und den Leser ahnungsvoll mit den Fragen der Gesetzmäßigkeit, der Gewalt und der Verantwortung zu konfrontieren[14]).

---

[1]) Bernhard Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden (Karlsruhe, 1851) (Neudruck Hildesheim, 1973), S. 304, Nr. 332.

[2]) Historische Sagen, hrsg. von Leander Petzoldt, 2 Bde. (München, 1976—77), 2, 331.

[3]) Johann Peter Hebel, Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes (Tübingen, 1811), hrsg. von Winfried Theiß (Stuttgart, 1981), S. 220—223.

[4]) Sir N(athaniel) William Wraxall, Historical Memoirs of my own Time, 2 Bde. (London, 1815), 1, 261—266.

[5]) Ebd., S. 255—261.

[6]) Robert Chambers, The Book of Days, 2 Bde. (London & Edinburgh, 1866—68), 2, 554—556.

[7]) C(harles) E(dward) Long, „Wild Darell of Littlecote". In: The Wiltshire Archaeological and Natural History Magazine, 6 (1860), 390—396.

[8]) Andere Momente, die Argumente für eine Beziehung zwischen der Aussage und Darell oder Littlecote kaum haltbar erscheinen lassen, werden von Long aufgeführt, ebd.

[9]) Aubrey's Brief Lives, hrsg. von Oliver Lawson Dick (1949) (Harmondsworth, 1978), S. 407—408 (meine Übersetzung).

[10]) Siehe Charles Edward Long, „Wild Darell of Littlecote". In: The Wiltshire Archaeological and Natural History Magazine, 4 (1858), 209—232; Dictionary of National Biography, hrsg. von Sidney Lee (London, 1896), 46, 148.

[11]) The Poetical Works of Sir Walter Scott, hrsg. von J. Logie Robertson (London, 1904), S. 407—408. Der Kern von Seymours Variante scheint, von zahlreichen daraus hervorgegangenen Sagen und Aberglauben umrankt, in der mündlichen Überlieferung Wiltshires fortzubestehen: siehe J. Cuthbert Welch, „Durrell and Popham of Littlecote", Notes and Queries, 7th series, XI (6. 6.1891), S. 449; Kathleen Wiltshire, Ghosts and Legends of the Wiltshire Countryside (Salisbury, 1974), S. 96—98 und Wiltshire Folklore (Salisbury, 1975), S. 99—100.

[12]) L(eman) T(homas) Rede, Anecdotes and Biography, 2. Aufl. (London, 1799), S. 240—248. Die erste Auflage des Werks erschien auch 1799. Interessanterweise wird diese Fassung der Geschichte von dem Stammbaumforscher John Burke bearbeitet und mit Darell und Littlecote in Verbindung gebracht: siehe John Burke, A Genealogical and Heraldic History of the Commoners of Great Britain and Ireland, 4 Bde. (London, 1835—38), 2, XII—XIII.

[13]) Stith Thompson, Motif Index of Folk-Literature, 6 Bde. (Bloomington & London, 1955).

[14]) Literatur zur „Heimlichen Enthauptung": Erik Wolf, „Vom Wesen des Rechts in der Dichtung Johann Peter Hebels". In: Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br., 37 (1942), S. 172—179; Georg Hirtsiefer, Ordnung und Recht in der Dichtung Johann Peter Hebels (Bonn, 1968), S. 81—84; Erik Wolf, Vom Wesen des Rechts in deutscher Dichtung (Frankfurt a. M., 1946), S. 207—216.

HEBELS SONNTAGMORGEN

„Meine heilige Zeit, mein schöner großer Feiertag, wo ich näher als sonst bei Gott und bei allem Guten bin, dauert von Ostern bis Pfingsten. Da gehe ich gerne in die Kirche und erbaue mich, wenn auch die Predigt schlecht wäre, am Evangelium. Denn in dieser Jahreszeit, wo draußen alles blüht, haben wir auch die Blüte der ganzen Kirche und Religion in den Sonntagsevangelien. Aber ebenso fromm und gerührt kann ich auch sein, wenn ich den ganzen Sonntagsmorgen in Beiertheim im Hirschen im Grasgarten unter den Bäumen im Freien, bei einem halben Schöpplein Roten und Butterbrot in der Sonntagsstille, unterbrochen von Glokkengeläut und Bienensummsen, sitze und im Jean Paul lese. Lesen Sie denn auch, so wie Sie Zeit haben, die schönen Schriften dieses einzigen, vortrefflichen Menschen oder schreckt Sie die Schwierigkeit ab, die man im Anfang hat ihn zu verstehen? Seine Schriften sind wie Ananas, auswendig lauter Distel und Dorn, bis man in das süße innere Leben hineingedrungen ist, und wenn es Ihnen ein gutes Vorurteil machen kann, er ist ein guter Freund von unsern alemannischen Gedichten, und ich habe noch kein schöneres Lob davon gelesen als das seinige in der Zeitung für die elegante Welt. . ."

An Gustave Fecht, 20. Mai 1807

Recht und Rechtsbehauptung
in drei Kalender-Anekdoten Hebels

Auf der Suche nach der Gerechtigkeit

Georg Hirtsiefer, Much

Johannes und Irma Wenk-Madoery in Riehen zugeeignet

In auffallend vielen Kalendergeschichten Hebels geht es um das Recht[1]), und der Hausfreund drückt gelegentlich seine Freude darüber aus, „daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit statuiert hat."[2]) Fehlt diesen Geschichten auch selten die entsprechende Deutlichkeit, so bleibt doch mitunter ihr Sinn offen: „Der Hausfreund denkt etwas dabei; aber er sagt's nicht."[3]) Für den Leser können so scheinbar kleine Begebenheiten unvermutete Fragen aufwerfen.

Das Spannungsfeld von Recht und Rechtsbehauptung berührt Hebel in einer Reihe seiner Kalenderbeiträge. Was im einzelnen damit gemeint ist, soll an drei der kleinsten Geschichten näher gezeigt werden: „Willige Rechtspflege"[4]), „Merkwürdiges Rechnungsexempel aus der Regula Societatis"[5]) und „Das Advokaten-Testament"[6]). Auf den ersten Blick sind es nur spaßig-komische Anekdoten, die berichtet werden. Sie haben zwar alle mit der gerichtlichen Rechtspflege zu tun, scheinen aber lediglich skurrile Einzelereignisse, keine tieferen Einsichten darbieten zu wollen. Doch ist das nur die zum Lesen einladende „Lockspeise", von der Hebel einmal spricht[7]). Nach seiner erklärten Absicht sollen die Kalendergeschichten — „maskiert"[8]) „unter einer lustigen Außenseite"[9]) — zugleich „etwas Sinniges für nachdenkende Gemüter"[10]) vermitteln.

Willige Rechtspflege

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erstemal zu Recht saß, trat vor die Schranken seines Richterstuhls der untere Müller, vortragend seine Beschwerden gegen den obern in Sachen der Wasserbaukosten. Als er fertig war, erkannte der Richter: „Die Sache ist ganz klar. Ihr habt recht." Es verging eine Nacht und ein Räuschlein, kam der obere Müller und trug s e i n Recht und s e i n e Verteidigung auch vor, noch mundfertiger als der untere. Als er ausgeredet hatte, erkannte der Richter: „Die Sache ist so klar als möglich. Ihr habt vollkommen recht." Hierauf, als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der Amtsdiener. „Gestrenger Herr", sagte der Amtsdiener, „also hat Euer Herr Vorfahrer nie gesprochen, so lange wir Urteil und Recht erteilten. Auch werden wir dabei nicht bestehen. Es können nicht beide Parteien den Prozeß gewinnen, sonst müssen ihn auch beide verlieren, welches nicht gehn will." Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du hast auch recht."

Ein gerade ernannter Beamter wird als Richter angestellt und hält zum erstenmal Gerichtstag. Weil er seinem neuen Amt noch völlig unerfahren, aber auch unkritisch gegenübersteht, ist er ihm nicht gewachsen, sondern hilflos ausgeliefert. Er schwankt in seinem Urteil hin und her, je nachdem, welche Partei ihm gerade ihren Rechtsstandpunkt vorträgt. Offenbar tragen die unruhigen politischen Verhältnisse zu seiner Unsicherheit bei: Die Geschichte spielt „zu Zeiten der Republik", d.h. in der kurzen Phase zwischen dem Einmarsch der französischen Revolutionsarmee und dem Herrschaftsantritt Napoleons. Der Richter läßt bereits einen der ersten Rechtsgrundsätze außer acht:

Audiatur et altera pars — auch die andere Seite soll gehört werden! Weil er versäumt, vor seinem Spruch auch den jeweiligen Gegner zu Wort kommen zu lassen, erliegt er der Mundfertigkeit des gerade anwesenden Teils. Außerdem weiß er nach einem „Räuschlein" anscheinend nicht mehr, wie er einen Tag vorher entschieden hat.

Dem Richter gegenüber steht der Amtsdiener. Er besitzt zwei Eigenschaften, die jenem fehlen: Distanz und Erfahrung. Durch seine langjährige Tätigkeit bei dem Vorgänger des Richters weiß er, daß nur eine Seite gewinnen kann und die andere notwendig verlieren muß. In seiner etwas naiven Art zweifelt er auch nicht im geringsten daran, daß jeder Fall — mit welchem Ergebnis auch immer — rechtlich lösbar ist. Beides gibt ihm eine selbstgefällige Überlegenheit, so daß er sich an der richterlichen Rechtsfindung unmittelbar beteiligt sieht. Da er das Recht aber auch nicht kennt, sondern nur Selbstverständliches beisteuert, bringt er den Richter keinen Schritt weiter. Vielmehr läßt er ihn seine Hilflosigkeit nur noch mehr offenbaren, ohne daß sie ihm selbst als solche bewußt wird.

Welcher der beiden Müller recht hat, bleibt offen. Gewiß ist allein, daß das Recht so nicht zu finden ist. Der tiefergehende Irrtum des Richters liegt darin, daß er das jeweils geltend gemachte Recht mit dem wirklichen Recht vorschnell gleichsetzt, weil jede Seite es versteht, den eigenen Anspruch in der Sprache des Rechts — mehr überredend als überzeugend — zu begründen. Recht, das *behauptet* und *gesprochen* wird, ist notwendig auf das Wort angewiesen und teilt daher auch dessen Ausdeutbarkeit.

Das Gegenbild des Richters aus „Willige Rechtspflege" begegnet uns in der Geschichte

Merkwürdiges Rechnungsexempel
aus der Regula Societatis

Zwei Schäfer auf dem Felde wollten mit einander ihr Abendessen verzehren, der eine hatte fünf kleine Ziegenkäse, der andere drei. Kommt zu ihnen ein dritter Mann von der Straße herüber. „Laßt mich mithalten für Geld und gute Worte!" Also aßen sie selbdritt fünf und drei, sind acht Käslein, jeder gleich viel. Hierauf dankt ihnen der dritte Mann und schenkt ihnen acht Dublonen.

Der eine wollte nach der Anzahl seiner Käse fünf davon behalten und dem andern geben drei. Der andere sagte: „So? der Herr hat uns das Geld miteinander geschenkt, also gehören jedem vier. Was deine fünf Stücke mehr wert sind, will ich dir herausbezahlen." Da sie nicht einig werden konnten, brachten sie den Handel vor den Richter. Der geneigte Leser sinnt nach. Welchem von beiden hat der Richter recht gegeben? Antwort: Keinem von beiden, sondern er sagt: „Demnach, und wie ihr mir beide die Sache vorgetragen habt, gehören dem ersten sieben Dublonen und dem andern eine, und das von rechtswegen. Punktum."

Man meint nicht, daß der Urteilsspruch richtig sei, aber es kann sich nicht fehlen. Denn wenn man jedes Käslein in drei gleiche Teile zerschneidet, so viel als Personen waren, so gaben dem ersten seine 5 Käslein 15 Stücke, dem andern seine 3 gaben 9 Stücke, zusammen 24; davon bekam also ein jeder 8. Folglich bekam der dritte Mann von den 15 Stücklein des ersten sieben. Denn acht von fünfzehn bleibt sieben. Von den 9 Stücken des andern aber bekam er nur noch eins. Sieben und eins tut acht. Also gehörten auch dem ersten sieben Dublonen von rechtswegen und dem andern nur eine.

Der geneigte Leser wird ersucht, hieraus abzunehmen: erstlich, wie man manchmal meinen kann, ein Richterspruch sei unrecht, weil man selber nicht weiß, was recht ist, zweitens, wie mißlich es sei, einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben.

Der hier urteilende Richter ist ausgesprochen entscheidungsfreudig. Er erfaßt den Sachverhalt und die jeweiligen Argumente, die er sich von beiden Seiten vortragen läßt, überaus schnell und gelangt ohne Zögern zu sei-

nem scharfsinnigen Urteil. Dabei versteht er sich besonders aufs Rechnen, obwohl es doch heißt: Judex non calculat — der Richter rechnet nicht. Die Befähigung dieses Richters wird auch nicht dadurch in Frage gestellt, daß er eigentlich etwas über das Ziel hinausschießt und der obsiegenden Partei mehr zuspricht, als sie geltend macht.

Dennoch bleibt die Geschichte — von Hebels Schlußfolgerungen zunächst noch abgesehen — das, was sie ihrem Titel nach ausschließlich sein will: eine ungewöhnliche Rechenaufgabe aus der Gesellschaftsrechnung. Die Lösung ist mathematisch richtig, rechtlich jedoch fragwürdig. Der nicht näher begründete rechtliche Ansatz des Richters, den jeweiligen Beitrag der beiden Schäfer zu den von ihrem Gast verzehrten Käsestücklein zum Maßstab für die Aufteilung der acht Dublonen[11]) zu machen, überzeugt nicht. Die Goldmünzen sind den Schäfern geschenkt worden. Das vorher gemachte Angebot des Fremden, seinen Verzehr zu bezahlen, haben sie offenbar nicht aufgegriffen. Gerade der Wert des Geldes, der zu dem des Käses völlig außer Verhältnis steht, unterstreicht, daß der Fremde das karge Mahl nicht bezahlen wollte. Die Dublonen sind eine großzügige Gabe, Anerkennung für die ihm von beiden Schäfern so freigebig gewährte Gastfreundschaft. Also ist jeder in gleicher Weise damit beschenkt worden.

Es mag verwundern, daß Hebel diese in der Geschichte selbst angesprochene Lösung nicht gelten läßt. Aber dann hätte sich daran kein „Rechnungsexempel" demonstrieren lassen. Wichtiger sind die Folgerungen, die Hebel an die Geschichte anknüpft. Bekanntlich kann man bei ihm auch durch den Irrtum zur Erkenntnis der Wahrheit kommen[12]).
Erstens solle man einen Richterspruch nicht vorschnell für falsch ansehen, denn oft wisse man selber nicht, was recht sei. Aus demselben Grund solle man zweitens auch dann keinen Prozeß anfangen, wenn man das Recht eindeutig auf seiner Seite glaube.
Die zweite Warnung ist vor dem Hintergrund der Geschichte zunächst nicht ganz verständlich. Der Schäfer, der von den acht Dublonen sieben — statt der verlangten fünf — zugesprochen erhält, hat doch keine Veranlassung, mit diesem Ergebnis unzufrieden zu sein! Und warum soll der Leser deshalb von einem für aussichtsreich gehaltenen Prozeß Abstand nehmen?
Beide Warnungen finden ihren Sinn in der vorausgehenden Feststellung, daß der Richter keinem der beiden Schäfer recht gegeben habe. D.h., auch derjenige, der den Prozeß so glänzend gewonnen hat, hat nicht das erhalten, was er als sein Recht geltend gemacht hat. Hebel will herausstellen, daß auch dieser Schäfer — ungeachtet seines Gewinns — das wirkliche Recht nicht gekannt, sondern verfehlt hat. Insofern unterscheidet er sich nicht von seinem Kameraden, der den Prozeß verloren hat. Beide haben nicht gewußt, „was recht ist", und aus beider Irrtum soll der Leser erkennen, „wie mißlich es sei, einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben."
Angesichts der hier zutage tretenden totalen Infragestellung jeder gerichtlichen Rechtsverfolgung erweist sich der Umfang, in welchem die beiden Schäfer — gemessen an dem Urteil — ihr Recht jeweils verfehlt haben, als ebenso nebensächlich wie der Urteilsspruch selbst. Es hätte gar nicht erst zu dem Prozeß kommen dürfen! Wer ahnt auch, daß aus einer so einfachen und friedlichen Ausgangssituation — „Zwei Schäfer auf dem Felde wollten mit einander ihr Abendessen verzehren, . . ." — binnen kurzem ein „Handel" für den Richter wird! Die Schäfer scheitern eigentlich nicht am Recht, sondern in ihrer Mitmenschlichkeit, an ihrer Unfähigkeit, ihr „Miteinander" auch in angefochtener Lage durchzuhalten und den unerwarteten Geldsegen gemeinsam zu bewältigen. Die Verrechtlichung ihres Konflikts, bei der selbst

der auf „Schenkung" antragende Schäfer sich in geschäftlichen Vorstellungen von Leistung und Gegenleistung bewegt, ist dem Lebenssachverhalt ganz und gar unangemessen. Die rechtliche Auseinandersetzung steht außerdem in krassem Gegensatz zur Großzügigkeit des Fremden, der eben nicht jedem Schäfer — im Sinne austeilender Gerechtigkeit — das Seine zuteilt, sondern beide gemeinsam beschenkt, wie er sie in ihrer Eintracht „miteinander" antrifft. Er will die acht Dublonen nicht als Gegenstand möglicher Ansprüche der Schäfer untereinander verstanden wissen, so wenig, wie er sie selbst ihnen schuldet.

Das gewonnene Bild wird ergänzt in der kürzesten der drei Anekdoten:

Das Advokaten-Testament

Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Unruhe des Gewissens darüber empfand, daß ihn sein Beruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten Leser, der aus rechter Überzeugung und Pflicht in einen Prozeß verwickelt sein kann, will der Hausfreund nicht verraten, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann sich der Advokat geirrt haben; aber er meinte wenigstens, es sei billig.

Die Anekdote bietet mehr die Andeutung eines Seelenzustands als die Beschreibung eines Handlungsablaufs. Die allein bewegende Frage, welche Gründe den Advokaten veranlassen, sein „ganzes schönes Vermögen" in ein „Narren- oder Tollhaus" zu stiften, läßt der Hausfreund nur scheinbar unbeantwortet. Der Anwalt hat offenbar Gewissensbisse wegen seines beruflich erworbenen Reichtums. Das ist — für sich gesehen — noch nicht besonders bemerkenswert. Ein „Narren- oder Tollhaus" als Empfänger einer wohltätigen Stiftung fällt schon mehr aus dem Rahmen. Die ganze Antwort liefert aber erst das Motiv, warum der Hausfreund die Antwort — seltsamer Widerspruch! — angeblich nicht geben will. Das schlechte Gewissen des Rechtsanwalts rührt aus der Herkunft seines Vermögens: er hat es durch die Honorare seiner Mandanten erworben, die er im Laufe der Zeit vor Gericht vertreten hat. Er hat offenbar das Gefühl, das Geld stehe ihm nicht zu. Deshalb meint er, „es sei billig", und findet „Beruhigung darin", es den Insassen des „Narren- oder Tollhauses" zukommen zu lassen. Diese und die Mandanten müssen also etwas gemeinsam haben, was unter den gegebenen Umständen nur beider Narrheit oder Tollheit sein kann. Der Advokat verdankt sein Vermögen Narren und gibt es „am Ende seines Lebens" wieder Narren zurück. Der Hausfreund räumt zwar die Möglichkeit ein, daß „sich der Advokat geirrt haben" könnte, aber auch das ist wohl nur Rücksichtnahme auf den Leser.

Was veranlaßt Hebel zu seinem harten Urteil? Die Anekdote selbst gibt darauf keine eindeutige Antwort. Wenn Prozessieren Narretei oder Tollheit ist, so heißt dies zunächst, daß es zwecklos ist. Damit erscheint die bereits festgestellte Abneigung Hebels gegen das Prozessieren ins Grundsätzliche gesteigert. Die Gefahr, auf diese Weise das Recht zu verfehlen, liegt nun nicht mehr allein darin begründet, „weil man selber nicht weiß, was recht ist", sondern hat ihre tiefere Ursache im Prozeß selbst und den ihn verkörpernden Personen. Das wird noch deutlicher, wenn man berücksichtigt, daß Hebels Verdikt nicht nur dem „Prozeßkrämer"[13]) gilt, der aus Rechthaberei, Streitsucht oder anderen eigensüchtigen Motiven prozessiert. Es trifft auch jenen, dem er dieses Urteil aus Rücksichtnahme gerade ersparen will: den „verständigen und rechtlichen geneigten Leser, der aus rechter Überzeugung und Pflicht in einen Prozeß verwickelt sein kann". Wer verständig und rechtlich gesinnt ist und sich aufgrund seiner Rechtsüberzeugung für verpflichtet hält, einen Prozeß zu führen, tut

dies wohl nicht eines nur vermeintlichen Rechts wegen, sondern weil es ihm um die Gerechtigkeit geht. Doch auch er muß darüber zum Narren werden, weil ihm Gerechtigkeit so nicht zuteil werden kann.

Ist das Streben nach Gerechtigkeit der staatlichen Rechtspflege fremd? Hebel muß es wohl für seine Zeit mitunter so empfunden haben. Es ist bekanntlich ein alter Einwand, daß die Juristen durch ihre dialektischen Künste, besonders ihre unverständliche Sprache und Argumentation, die im Volk lebendigen einfachen Rechtsvorstellungen verwirren und auf diese Weise aus Unrecht Recht machen würden. Bei Hebel wird davon etwas sichtbar, wenn er von der fadenscheinigen Begründung eines Anwalts, die einen Dieb vor dem — an sich verdienten — Galgen bewahrt, scherzhaft sagt, daß er „hinten dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt" habe, „wie sie's machen"[14]). Heinrich Böll formuliert dieses Unbehagen heute so: „. . . geschriebenes, gesprochenes, ausgelegtes und gedeutetes Recht hat eine andere Dimension als jener Wunsch nach Gerechtigkeit . . . Was so klar als Recht schien, wird in einer anderen Wörtlichkeit unklar, es findet Reibung statt, Aufreibung auch, eine offenbar unvermeidliche Umwälzung von Worten . . ."[15]). Auch Hebel spricht einmal von dem mit „Recht-Haben" zwangsläufig verbundenen „Irrgang durch Worte"[16]). Das Streben nach Gerechtigkeit droht sich in diesem Labyrinth zu verlieren, sobald es sich zu Wort meldet.

Bei seiner Kritik hat Hebel wohl vor allem die Art vor Augen, wie die Juristen mit dem Recht umzugehen scheinen, indem sie sich seiner bemächtigten, um je nach Bedarf darüber zu verfügen. Für ihn ist das Recht der Verfügbarkeit des Menschen entzogen und selbst mächtig[17]). Es gebietet deshalb auch über die Mittel zu seiner Durchsetzung. In Hebels eigenen Worten: „Das Recht findet seinen Knecht"[18]). Auch deshalb hält er nichts davon, ein Recht bei Gericht einzuklagen, denn die Behauptung eines Rechts ist der unmittelbarste Ausdruck seiner Bemächtigung.

Fassen wir zusammen:

In „Willige Rechtspflege" wird die Rechtsbehauptung durch sich einander ausschließende Rechtsgewährung ad absurdum geführt. In der Geschichte „Merkwürdiges Rechnungsexempel aus der Regula Societatis" verfehlen beide Parteien das Recht, weil sie es nicht kennen. Für Hebel hat das gleichnishafte Bedeutung: Der Mensch ist immer in Gefahr, nicht zu wissen, was recht ist, und in seiner Rechtsbehauptung zu scheitern. Die Anekdote „Das Advokaten-Testament" enthält die radikalste Absage an jede gerichtliche Rechtsverfolgung. Die Organe der Rechtspflege lassen den Rechtsuchenden in seinem Streben nach Gerechtigkeit im Stich. Sie verfehlen das Recht gerade dadurch, daß sie darüber wie über ein Mittel verfügen wollen.

Ist das Justizkritik? Wohl mehr als das.

Was Hebel mit alledem — jenseits des nur Zeitbedingten — gemeint hat, sagt Erik Wolf im Blick auf eine andere Kalendergeschichte[19]), doch gültig für das ganze Rechtsbild des Dichters:

„. . . wo das Recht haben zu Ende ist, eröffnet sich der Zugang zum Wesen des Rechtseins, zur Gerechtigkeit. Denn wir fragen ja nach der Gerechtigkeit nur, wenn wir nicht wissen, was Recht ist, und wir verfehlen sie stets, wo wir das Rechte schon zu wissen glauben. Das will sagen: wir sind als Menschen . . . zwar je immer im Recht; aber nicht schon dadurch, daß wir Satzungen haben und Urteile fällen . . . Denn in . . . diesen Formen . . . kann das Sein des Rechts auch verfehlt werden . . . Gerechtigkeit ahnen, das heißt — wie schon Sokrates lehrte — eingestehen, daß man vom Recht nichts weiß."[20])

Anmerkungen:

[1]) Vgl. dazu näher Erik Wolf, Vom Wesen des Rechts in deutscher Dichtung, Frankfurt/M. 1946, III. Kapitel: Hebel, S. 181ff.; Georg Hirtsiefer, Ordnung und Recht in der Dichtung Johann Peter Hebels, Bonn 1968.

[2]) Vereitelte Rachsucht, Johann Peter Hebels Werke, hrsg. v. Wilhelm Altwegg, 2. Aufl., Zürich 1958, Bd. II, S. 196.

[3]) Der Wasserträger, Werke II, S. 307.

[4]) Werke II, S. 425.

[5]) Werke II, S. 390f.

[6]) Werke II, S. 474.

[7]) Schreiben an das Innenministerium, 17. 9. 1811, abgedruckt bei Ludwig Rohner, Kommentarband zum Faksimiledruck der Jahrgänge 1808—1815 und 1819 des „Rheinländischen Hausfreunds" von Johann Peter Hebel, Wiesbaden 1981, S. 86.

[8]) Unabgefordertes Gutachten über eine vorteilhaftere Einrichtung des Kalenders, Werke I, S. 430.

[9]) Meine weitern Gedanken über eine vorteilhaftere Einrichtung des Kalenders, Werke I, S. 440.

[10]) Schreiben an das Consistorium, 25. 5. 1807, abgedruckt bei Rohner, S. 83.

[11]) Dublone: Spanische Goldmünze im Werte eines Louisdor; vgl. Rohner, S. 114.

[12]) Vgl. Kannitverstan, Werke II, S. 124.

[13]) Schlechter Gewinn, Werke II, S. 92.

[14]) Des Seilers Antwort, Werke II, S. 172; Hervorhebung v. Verf.

[15]) Heinrich Böll, Hülchrather Straße Nr. 7, Neues Rheinland, Jahrg. 27, Nr. 12 (Dezember 1984), S. 13f.

[16]) Brief an Sophie Haufe, September 1808, Johann Peter Hebel, Briefe, hrsg. v. Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1957, Bd. I, S. 397.

[17]) Vgl. Hirtsiefer, S. 62f., S. 74f.

[18]) Der silberne Löffel, Werke II, S. 168.

[19]) Heimliche Enthauptung, Werke II, S. 179ff.

[20]) Wolf, S. 215f.

Hang zur Abgötterei ist in einem gewissen Sinn der Menschheit, so wie sie im Ganzen vor dem Blick des Beobachters sich darstellt, nach dem Maße, Verhältnis und der Richtung ihrer geistigen Kräfte natürlich, unwiderstehlich, durch keine Dämme einzuschränken, durch keine Gewalt auszulöschen. Ich will sagen, es ist dem Gros der Menschheit nicht möglich, sich einen reinen, würdigen Begriff der Gottheit, ein reines geistiges, umfassendes Bild seiner Vollkommenheiten zu denken. Es wird selbst dem Weisen schwer, es zu abstrahieren, von sinnlichem Zusatz rein, und immer festzuhalten. Gelänge es auch jenem, und ist es diesem gelungen, so ist es erst kein Gott nach seinen Bedürfnissen. Nur ein Gott für seinen Verstand, wenn er einen Gegenstand sucht, an dem er seine Denkkraft zur höchsten möglichen angestrengten Höhe hinaufheben kann, aber kein Gott für das Herz, kein Gott für das Leben; ein Gott, bei dessen Gedanken selbst die feinere, edlere Sinnlichkeit, die doch immer beschäftigt sein will und mit ins Interesse des Verstandes gezogen sein muß, wenn etwas für den Menschen Interesse haben soll, so gar nichts zu sagen und zu tun hat. Kein Wunder also, daß sie sich etwas zu tun macht, und ihre Ranken schießen und an dem intellektuellen Begriff sich anschmiegen und anklammern, oder auch, wenn er sie nicht fassen und festhalten kann, abwärts an der Erde hinkriechen läßt.
Alle Nationen, die sich selbst überlassen blieben, haben daher auf dem einen oder andern Weg sich in gröbere oder feinere Abgötterei oder wenigstens Gottesbildnerei verloren. Entweder haben sie die Gottheit unwürdig zur Menschlichkeit hinabgezogen oder irdische, sinnliche Gegenstände auf den Thron der Gottheit erhöht. Glücklich genug, wenn die Bildung des Gottes- oder Götterglaubens nicht dem Zufall oder der rohen Sinnlichkeit des großen Haufens überlassen blieb, sondern da oder dort von einem Weisen und Guten der Nation für den Genius und die Fassungskraft seiner Mitbürger besorgt und festgesetzt war.

J. P. Hebel, aus: „Hang zur Abgötterei"

„Der gelehrige Leser begreift's ein wenig"

J. P. Hebels Popularisierung des naturwissenschaftlichen Weltbildes in den „Betrachtungen über das Weltgebäude"

Johannes Kaiser, Breisach a. Rh.

Worüber unterhielt man sich zu Hebels Zeiten im Wirtshaus beim Schoppen? Wenn man dem „Rheinländischen Hausfreund" glauben darf, so unterrichtete man sich gelegentlich in Astronomie:

„Wenn jetzt einmal im ‚*Wilden Mann*' oder in den ‚*Drei Königen*' von den *Planeten* die Rede ist, und der *Mars* wird genannt, oder die *Juno*, oder der *Jupiter*, oder der *Saturn*, oder der *Uranus*, so kann er [der geneigte Leser] auch ein Wort mitsprechen bei seinem Schöpplein, und ist nicht schuldig zu gestehn, daß er's aus dem ‚Hausfreund' hat. Der *Hausfreund* verlangt's nicht." (200, 10)[1]).

Das ist nicht ungewöhnlich. Die Astronomie muß ein Diskussionsgegenstand gewesen sein, „der zu jener Zeit das größte populäre Interesse hervorrief"[2]). Es gab eine ganze Reihe von Schriften, die einer breiten Leserschaft das kopernikanische Weltbild vermitteln sollte. Für den deutschen Sprachraum war Joh. Chr. Gottscheds Übersetzung der „Gespräche von mehr als einer Welt" des französischen Dichters Fontenelle von besonderer Bedeutung. Gottsched, der mit diesem Buch[3]) zum ersten Mal publizistisch hervortrat, stieß damit auf ein großes Informationsbedürfnis; sein Buch erlebte fünf Auflagen in verhältnismäßig kurzer Zeit[4]).

Die Kultur der Popularisierung

Die Umstände dafür waren günstig: Mit der Aufklärung setzte die Popularisierung der Naturwissenschaften ein. „Für die Aufklärung manifestierte sich in den neuen Naturwissenschaften das Richtige, das Vernünftige, ein Stück Wahrheit über die Welt, an der eo ipso jedermann teilhaben sollte und konnte"[5]). Wen wundert's, daß auch der „Hochfürstl. Markgräfl. Badensche gnädigst privilegierte Landkalender", dessen Redaktion Johann Peter Hebel 1807 übernahm, in seinem ständigen Repertoire die „Betrachtungen über das Weltgebäude" führte, worin die vorwiegend ländliche Leserschaft in moderner Astronomie unterrichtet werden sollte.

Hebel wurde nach dem Beschluß des Karlsruher Konsistoriums vom 14. Januar 1807 die Redaktion des Kalenders in erster Linie deshalb übertragen, weil er „nicht allein alle hierzu erforderlichen Kenntnisse, sondern auch und insbesondere die seltenere Gabe, das Volk auf eine angenehme und faßliche Art zu belehren"[6]), besessen habe. Ausdrücklich legte man ihm ans Herz, „ob er nicht auch *die Betrachtungen über die Welt-Körper* selbst zu bearbeiten vorziehe, indem bei diesen Aufsätzen auf Sonderung des Gelehrten von dem Gemeininteressanten und auf größere Popularität in der Fassung künftig mehr Rücksicht, als bisher, genommen werden müsse"[7]).

Aus diesen Sätzen spricht deutlich die emanzipatorische Maxime der Aufklärung, das Wissen von der Natur öffentlich zu machen und in der Form eines unterhaltsamen Belehrens unters Volk zu bringen. Schon damals wurde klar erkannt, was im heutigen hoch-

gradig arbeitsteiligen Wissenschaftsbetrieb wieder deutlicher ins Bewußtsein tritt: Die Vermittlung der speziellen Forschungsergebnisse in den Bereich der Allgemeinbildung ist eine vorrangige Aufgabe für jede Gesellschaft, wenn ihre feingliedrigen wissenschaftlichen Disziplinen nicht derart ins Leere forschen sollten, daß die Menschen in ihr unwissend und damit unfrei würden. Der ganze Bereich der Populärwissenschaft — vom Bildsachbuch bis zum kleinen Fachlexikon, von der Tonbandkassette bis zum Bildschirmtext — prägt einen Großteil unseres kulturellen Alltags. Es scheint deshalb höchst notwendig, daß die Gesellschaft auf eine umfassende ‚Kultur der Popularisierung' von Wissenschaft achtet.

Die Bedeutung der „Betrachtungen"

In diesem Sinn kann ein Blick auf ihre Anfänge in der Zeit der Aufklärung nicht schaden. Hebel, der „mitten in der Aufklärung" aufwuchs[8]), machte aus der Pflicht zur Übernahme der „Betrachtungen über das Weltgebäude" in seinen Kalender eine Tugend. Er überarbeitete die Beiträge in seinem Sinn und nahm sie schließlich in sein „Schatzkästlein" auf. Das geschah keineswegs nur „aus Gründen der Vollständigkeit"[9]). Eine Stelle in den „Betrachtungen", die so nicht im ursprünglichen Kalendertext, wohl aber im „Schatzkästlein" selbst erscheint, ist höchst aufschlußreich:

„Was aber sonst noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner täten, was dem Herrn übel gefiel, bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohlgefiel, siehe, das ist geschrieben in einem eigenen Abschnitt und in den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes" (147f., 31ff.).

Das bedeutet nichts anderes, als daß Hebel hier seine ganzen übrigen Texte inhaltlich in die „Betrachtungen über das Weltgebäude" einbettet, wie das formal durch die Reihenfolge der Artikel im „Schatzkästlein" bereits sichtbar wird. So bekämen die vieluntersuchten Hebelschen Kalendergeschichten eindeutig eine aufklärerisch-emanzipatorische Klammer und ein naturwissenschaftlich-popularisierendes Vorzeichen.

Für eine genauere Untersuchung der sprachlichen und kommunikativen Eigenarten von Hebels Text bietet sich der Vergleich mit Gottscheds „Gesprächen über mehr als eine Welt" an. Gottsched wirkt ein Dreivierteljahrhundert früher. Er richtet sich noch an eine „natürlich gebildete Aristokratie"[10]). Hebels Zielgruppe besteht für den Kalender aus einem einfacheren ländlichen Publikum und weitet sich mit dem „Schatzkästlein" auf das Stadtbürgertum aus[11]). Es sind keinesfalls nur die Besucher des „Wilden Mannes", der „Drei Könige" (200, 4) oder des „Roten Adlers" (29, 151f.), die Hebel anspricht. Er erwähnt auch den pfeifenrauchenden Vater, der seinem „Heiner" in der Stube daheim das Weltgebäude erklärt (nur in der Kalenderfassung zu 147, 3—22[12])) und eine Reihe von Berufsgruppen, so die Fuhrleute und Nachtwächter (249, 39), die Matrosen und Hafenarbeiter (Kalenderfassung zu 87, 185[13])) und immer wieder Soldaten (Kalenderfassung zu 87, 185 und 148, 44[14])).

Die Orientierung auf das Publikum

Dieser Reichtum an repräsentiertem Publikum kommt bei Hebel nicht von ungefähr. Man kann bei allen seinen Texten eine besondere „Vertraulichkeit zwischen Autor und Leser" feststellen[15]); sie ist geradezu programmatisch für ihn, wenn man an die „Hausfreundschaft" denkt, die Hebel mit seinem Kalender aufbaut. Mit der starken Orientierung auf das Publikum besitzen Hebels „Betrachtungen" jedoch eben jenes Merkmal, das die populärwissenschaftliche von der fachwissenschaftlichen Prosa grundlegend unterscheidet. Die Verschiebung von der Sachorientierung auf die Publikumsorientierung läßt sich an modernen Sachbü-

chern ebenso zeigen[16]) wie an Gottscheds „Gesprächen" und Hebels „Betrachtungen". Gottscheds Erzählung lebt in der Hauptsache davon, daß die Wissensvermittlung in einen dramatischen Dialog umgesetzt wird. Die „Gespräche" über die Astronomie finden unter freiem Sternenhimmel „zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten" statt — so der vollständige Titel. Das heißt, daß ein vorgestellter Wissenschaftler selbst sich daran versucht, sein Wissen zu vermitteln. Weil das Frauenzimmer aber „doch nur solche Dinge begreifet, die so leicht sind, daß es unmöglich ist, dieselben nicht zu begreifen"[17]), besteht ein Identifikationsangebot im Ansporn an den Leser, selbst zum Gelehrten zu werden. — Hebel schafft dagegen eine echte Vermittlerfigur. Sein „Hausfreund" ist ein „Kalendermann", der sich zwar gelegentlich zu den Astronomen hinzuzählt („Wir Sternseher und Kalendermacher wissen's besser"; 15, 46), der sich andererseits aber auch von den Gelehrten abgrenzt („Die gelehrten Leute wissen auch nicht alles, und reiten manchmal auf einem fahlen Pferd"; 19, 174f.). Die Funktion des „Kalendermannes" liegt darin, den papiernen Kalender zu personifizieren und gleichsam von Haus zu Haus, von Stube zu Stube zu reisen und den Land- und Stadtleuten vom wahren Aufbau des Weltgebäudes zu erzählen. Dieser Hauptintention lassen sich alle sprachlichen und kommunikativen Mittel unterordnen.

Hebels Kalendermann gibt sich alle Mühe, um in das Gespräch mit dem Leser eintreten zu können. Er fühlt sich ein in die aktuelle Welt der ihm zuhörenden Adressaten, wenn er „die Sonne . . . durch des Nachbarn Kaminhut in das Stüblein schauen" läßt (31, 210ff.) oder wenn er beim Vergleich der Lichtstärke auf dem Saturn mit derjenigen auf der Erde feststellt, es müsse „einer schon gute Augen haben, wenn er dabei eine Nadel will einfädlen" (150, 134ff.). Sehr oft wird der „geneigte Leser" direkt angesprochen, und als „Hausfreund" steht es dem Kalendermann wohl zu, ihn auch zu duzen (17, 131ff; s.u.). Das Gespräch mit dem Leser wird rhetorisch sogar explizit, wenn ein „vorsichtiger" (d. h. kritischer) Leser mit seinen fragenden Einwänden persönlich zu Wort kommt (85, 128ff.), oder wenn die „Betrachtungen" zu einem Dialog aufbrechen:

„Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: Weißt du auch noch, geneigter Leser, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude ist geredt worden?
Leser. Ja! von den Planeten ist geredt worden.
Hausfreund. Weißt du auch noch, was man Planeten nennt?
Leser. Ja! Planeten nennt man elf Sterne, . . . Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte Leser sowohl begriffen, und es so lange im Kopf behalten hat, und fährt nun also fort" (147, 3ff.).

Wenn auf solche Art der Kontakt mit dem Publikum hergestellt ist, möchte der Kalendermann es natürlich nicht gleich wieder verlieren, etwa indem er es langweilte. Vielmehr setzt er eine Reihe von rhetorisch-poetischen Mitteln wirksam ein, um dem Postulat der unterhaltsamen Belehrung gerecht zu werden. Die wissenschaftlichen Naturdeutungen müssen vor allem anschaulich sein, damit sie verstanden werden; und hier liegt das Zentrum der Übersetzungsarbeit J. P. Hebels. Einige markante Beispiele seien herausgegriffen:

1. Die einfachste Möglichkeit, Neues zu vermitteln, liegt in der Übertragung eines bekannten Ausdrucks auf den neu vorgestellten Inhalt, der *Metapher.* Eine solche liegt vor, wenn Hebel den Sternenhimmel beschreibt als große himmlische „Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers

aus unermeßlicher Höhe herabflimmert" (97, 15ff.). Das Bemerkenswerte an diesem Beispiel liegt darin, daß Hebel die Metapher vorbereitet, indem er zunächst den Ausdruck „Illumination" klärt und so die Wirkung der Übertragung absichert:

„Wer etwa in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen" (97, 6ff.).

2. Schon Gottscheds deutsche Bearbeitung des Fontenelle-Textes über die „Gespräche von mehr als einer Welt" zeichnet sich dadurch aus, daß in den hinzugefügten Anmerkungen den *Vergleichen* eine erweiterte Bedeutung zukommt. Auch Hebel vergleicht, wenn er etwa die Drehung der Erde um ihre Achse veranschaulichen will:

„Wenn ihr auf einem sanftfahrenden Wagen, oder lieber in einem Schifflein auf dem Rhein fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schaut eurem Kameraden, der mit euch fahrt, steif auf einen Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiterkommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärtskommt, also auch die Erde" (27f., 92ff.).

Bemerkenswert ist hierbei, welchen großen Wert Hebel auf das Detail legt, so daß sich der Leser tatsächlich in der beschriebenen Situation wiederfinden kann.

3. Eine weitere Parallele in den Popularisierungen von Hebel und Gottsched liegt in der *Gedankenreise*, die beide Autoren anregen. Gottscheds „Gespräche" werden zu weiten Teilen durch die Vorstellung gegliedert, daß man in Gedanken durch das Sonnensystem zur Sonne und zurück, anschließend von der Sonne weg bis zur Milchstraße reist und sich dabei das Leben von vorgestellten Lebewesen auf den jeweiligen Himmelskörpern ausmalt[18]).

Bei Hebel steht die Gedankenreise nicht so sehr im Mittelpunkt der „Betrachtungen". Eher am Rand wird die Vorstellung entwickelt, wie ein Mensch von der Erde zur Venus reisen und welche Eindrücke er dabei sammeln würde. Daß diese Darstellung für Hebel jedoch eine Schlüsselstelle sein muß, läßt sich an einer auffälligen Anlehnung an den Schluß seines alemannischen Gedichtes von der „Vergänglichkeit" ablesen, worin er bekanntlich den Tod der Mutter poetisch verarbeitet hat:

„. . . und endlich, wenn er gelandet wäre, würde er sie [die Erde] weit draußen am Himmel, als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf- und untergehn sehen. ‚Sieh dort', würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, ‚sieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine geborne Soundso.'" (32, 253ff.).

Beim Vergleich mit der „Vergänglichkeit" fällt auf, daß Hebel sich hier weniger emotional gefärbt ausdrückt. Dennoch erlaubt die Parallele die Folgerung, daß Hebel für die Popularisierung der Astronomie auf jene poetischen Mittel zurückgreift, die in seinen Gedichten so publikumswirksam gewesen sind.

4. Ein Mittel zur Veranschaulichung wissenschaftlicher Erkenntnisse schließlich, das die größten Ansprüche an die sprachliche

Ausdrucksfähigkeit und Kreativität des Aufklärers stellt, ist das *Gedankenexperiment.* Gottscheds „Gespräche" leben davon; auch Hebel gibt eine Reihe von ansehnlichen Beispielen. So erklärt er die Drehung der Erde um sich selbst und den schwierigen Zusammenhang der Entstehung von Jahreszeiten aus der nicht ganz senkrechten Neigung der Erdachse zur gedachten Linie von der Sonne zur Erde, indem er eine Vorstellung anregt, die wiederum ganz aus dem Bereich der aktuellen Situation der Adressaten entwickelt ist: Man stelle sich vor, ein langer roter Faden ohne Ende reiche von der Sonne zur Erde herab und würde an einem Feldkreuz angeknüpft. Die Erdachse würde dann wie eine Spindel diesen Faden aufrollen und ihn dabei um den Äquator herum im Sommer nach Norden, im Winter nach Süden hin und her laufen lassen (S. 26ff.). Hebel selbst nennt diese Anregung eine „figürliche Vorstellung" (30, 178). — Besonderen Wert legt Hebel auch auf die Veranschaulichung der buchstäblich astronomischen Zahlen. Sein Gedankenexperiment, das die Entfernung zwischen Sonne und Erde — später auch zwischen der Sonne und den anderen Planeten (151f., 178ff.) — begreifbar machen soll, lautet folgendermaßen, eingeleitet durch ein schulmeisterliches

„So merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Kanone stünde, und der Konstabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürfest du deswegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heiraten, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheiraten und vielleicht noch Enkel erleben" (17, 128ff.).

Ihr Gewicht erhält diese Stelle wiederum durch die Nähe zu einem anderen Hebel-Text, der im engeren Sinn ‚poetisch' zu nennen ist, nämlich zu der berühmten „Unterdessen"-Perikope im „Unverhofften Wiedersehen"[19]), wo Hebel den „Zeitraffer-Effekt" erstmals wirksam eingesetzt hat.
Insgesamt gilt für Hebels Darstellung, was auch für die Sprache bei Gottsched und den heutigen Wissenschaftspopularisierungen gilt: „Die vorwiegend kommunikativ, empfängerorientierten Funktionen — Kontakt, Ausdruck und Appell, ‚poetische' Form — gewinnen an Bedeutung"[20]) gegenüber einer Gelehrtensprache, die nur dem Austausch des Gelernten unter Gelehrten dient.

Die Wissenschaftlichkeit

Dennoch verzichtet Hebel wie Gottsched nicht auf die wissenschaftliche Fundierung. Gottscheds Bearbeitung des französischen Fontenelle-Textes ist entscheidend ergänzt um zusätzliche Informationen über genaue Zahlen, neuste Forschungsergebnisse, anregende Hypothesen und um die Referate verschiedener Autoren, deren Meinung schließlich abwägend diskutiert wird.

All dies praktiziert auch Hebel, wenn er Zahlen direkt einführt und *gleichzeitig* veranschaulicht, wenn er Kopernikus ausführlich referiert (S. 25ff.) und die neusten Ergebnisse, etwa von J. H. Schröter, einbringt (86, 151), wenn er verschiedene Forschungsmeinungen diskutiert (203, 100ff.) und dabei den „Hausfreund nicht in diesen Streit" mischen läßt (203, 110ff.). Besonderen Wert legt Hebel auf die Hypothesenbildung, den Motor wissenschaftlicher Erkenntnis, der in der Populärwissenschaft oft zu kurz kommt, weil diese gesichertes Wissen vermitteln will und vermitteltes Wissen als gesichert[21]). So hält es der Hausfreund — wie Gottscheds Gelehrter — im Blick auf den Mond für „gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Ge-

schöpfe von kuriosen Gestalten und Eigenschaften beherbergt" (87, 186ff.)! An anderen Stellen stellt er Gegenhypothesen auf (z. B. daß das Erscheinen eines Kometen ein großes Unglück bedeute; 202, 60), die er nach und nach widerlegt, gelegentlich durch Paradoxien (98, 68ff.). Einmal erlaubt es sich der Kalendermann sogar, eine eigene Hypothese zum Phänomen des Kometenschweifs aufzustellen:

„Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es sei nur der Schein von Sonnenstrahlen, die durch den dunstigen oder wässerigen Kometen hindurchfallen. Der geneigte Leser beliebe aber vorsichtig zu sein mit diesem Geheimnis, denn es wissen's noch nicht viele Leute" (204, 126ff.).

Schließlich bedient sich Hebel eines Gliederungsprinzips, das eher einem Fachlexikon oder einem Lehrbuch entspricht als einem breitenwirksamen populärwissenschaftlichen Sachbuchartikel. Hierin unterscheidet er sich von Gottsched. Während Gottscheds „Gespräche" nämlich die Wissensvermittlung induktiv ganz der Gesprächsführung unterordnen, ist Hebels Darstellungsweise deduktiv. Seine Betrachtungen sind wie in Paragraphen eingeteilt („Die Erde und die Sonne", „Der Mond", „Die Planeten", „Die Kometen", „Die Fixsterne"), und die Paragraphen enthalten des öfteren genaue Einteilungen, die dem Leser durch Kursivdruck auch bewußtgemacht werden (z. B. „*erstlich* . . . *zweitens* . . . *fünftens* und letztens"; S. 25ff.). Dies ist ein Hinweis darauf, daß für Hebel die Belehrung des Lesers offenbar doch im Vordergrund steht.

Die „Betrachtungen" als Predigt

Für den Theologen Hebel ist die Belehrung selbstverständlich zielgerichtet, und auch hierin unterscheidet sich Hebel von Gottsched. Zwar stellt Gottsched die „Weisheit, Güte und Macht des ewigen Schöpfers" nicht in Frage[22]). Doch ist bei ihm der Beginn einer Entwicklung bereits deutlich spürbar, die seit dem 18. Jahrhundert insbesondere beim naturwissenschaftlichen Autor zu einem Rollenwandel geführt hat: Er übernimmt „— an Stelle von Religion und Philosophie — die Aufgabe der allgemeinen Weltinterpretation"[23]). Gott verschwindet zunehmend hinter der Größe „Natur":

„So viel ist gewiß, daß die Natur keine lebendige Creatur an einen Ort setzen wird, wo sie nicht leben kan"[24]).

Anders Hebel: Sein erklärter Schreibanlaß ist, den Himmel als großes Psalmenbuch (14, 18f. 24) über die göttliche Allmacht (17, 115; 86, 162) und Güte (14, 19; 152, 193) vorzustellen. Er läßt den Hausfreund seine Betrachtungen eine „Predigt" nennen (14, 29; 25, 2) und eine „Wahrheit" (82, 15) verkünden, zu der man sich „bekehrt" (27, 84) und an die man „glaubt" (252, 146) oder nicht glaubt (262, 20f.). Die ganzen „Betrachtungen" sind gespickt mit Anspielungen an die Bibel oder mit Bibelzitaten (Gen 1, 4 in 84, 84ff.; 15, 5 in 250, 49ff.; Ps 8, 5; 102, 25cf.; 139, 1.3b; Jes 49, 15; Jer 23, 23f. alle in 265, 98ff.; Offb 6, 8; 21, 2.10ff.; 22, 5 in 19, 207), wobei die Häufung am Schluß des letzten Artikels auffällt. Schließlich wird aus dem „geneigten Leser" gegen Ende fast unmerklich ein „geneigter Pilger" (264, 63).
Das alles zeigt ein auffällig harmonisches Nebeneinander von naturwissenschaftlicher Aufklärung und Glaubenspredigt. Für Hebel gibt es kein Entweder — Oder. Der „Weg zu Gott", der von der Schöpfung zum Schöpfer führt, wird von ihm unaufhörlich beschritten. Sein Hausfreund hat vor beiden Respekt, „vor einem Sternseher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen Menschenkind den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50 000 Meilen weit Berge auszumessen" (86, 161ff.). Das bedeutet, daß Forschung und Wissenschaft in die „große Ordnung der Welt und des Himmels" einbezogen werden[25]).

Erziehung zur Vollkommenheit

Es ist die Religiosität eines aufgeklärten Humanismus, die hinter dieser Einstellung steht; der Glaube an Gott und die Zielsetzung der Aufklärung konvergieren in der Forderung, dem Wohl der Menschen zu dienen. Der Weg der Aufklärung dazu läuft über die Erziehung des Menschengeschlechts zur Vollkommenheit: „So wie Gott die Natur vollkommen machte und wie der Mensch Gottes Vollkommenheit in der Natur erkennen kann, so soll der Mensch ebenfalls nach großer Vollkommenheit streben“[26]). — Hebel wirkt in diesem Sinn erzieherisch. Im „Behältnis für meine flüchtigen Gedanken, Einfälle, Mutmaßungen“ formuliert er: „Nicht neben das Tier, sondern neben die schaffende Gottheit gestellt, trachte er [der Mensch] nach dem Ebenbild Gottes dadurch, daß er allen seinen Werken das Gepräge der Vollkommenheit zu geben trachtet“[27]).

Es drängt sich geradezu auf, Hebels gesamte „Betrachtungen über das Weltgebäude“ in diesen erzieherischen Kontext zu stellen. Und darin unterscheidet sich Hebels Popularisierung der Naturwissenschaft letztlich von vielen heutigen populärwissenschaftlichen Darstellungen. Seine Publikumsorientierung zielt nicht auf den Geldbeutel der Adressaten, sondern auf deren Ethos:

„Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte... Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsternis verführen will, etwas Böses zu tun, er kann nimmer“ (14, 18ff.).

Ob solcherlei Erziehung zur Vollkommenheit bei denen ankommt, die im Wirtshaus beim Schoppen sitzen? Hebel läßt es auf den Versuch ankommen:

„... und der gelehrige Leser begreift's ein wenig, aber doch nicht recht“ (20, 211).

Anmerkungen:

[1]) zit. n. Johann Peter Hebel, Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes — Kritische Gesamtausgabe mit den Kalender-Holzschnitten, hrsg. v. Winfried Theiss, Stuttgart 1981 (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 142 [6]).

[2]) Walter Schatzberg, Gottsched as a popularizer of science, in: Modern Language Review Bd. 83, Baltimore (Maryland, USA) 1968, S. 752—770, hier: S. 756.

[3]) Johann Christoph Gottsched, Herrn Bernhards von Fontenelle Gespräche von mehr als einer Welt zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten, nach der neuesten Französischen Auflage übersetzt, auch mit Figuren und Anmerckungen erläutert, 2. Aufl. Leipzig 1730.

[4]) vgl. Walter D. Wetzels, Versuch einer Beschreibung populärwissenschaftlicher Prosa in den Naturwissenschaften, in: Jahrbuch für Internationale Germanistik III/1, Frankfurt a.M. 1971, S. 76 bis 95; hier: S. 78.

[5]) W. D. Wetzels, a. a. O., S. 77.

[6]) vgl. Dokumente zu Hebels Kalendertätigkeit und zur Entstehung des „Schatzkästleins“, in: J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 423.

[7]) dto., S. 423f.

[8]) Eberhard Meckel, Umriß zu einem neuen Hebelbildnis — Ein Versuch (Schriftenreihe des Hebelbundes Sitz Lörrach Nr. 6), Lörrach o. J. [1957], S. 10.

[9]) so W. Theiss in den Anmerkungen, in: J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 299.

[10]) W. D. Wetzels, a. a. O., S. 85.

[11]) W. Theiss, Nachwort, in: J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 443—445.

[12]) J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., Anm. S. 345.

[13]) dto., Anm. S. 320.

[14]) dto., Anm. S. 320, 346.

[15]) W. Theiss, Nachwort, in: J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 456.

[16]) Uwe Pörksen, Populäre Sachprosa und naturwissenschaftliche Sprache — dargestellt am Beispiel eines Postversandbuchs vom Verlag Das Beste und eines erzählerischen Sachbuchs von Hoimar von Ditfurth, in: LiLi — Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Heft 40/1980, S. 25—43; hier: S. 28.

[17]) J. C. Gottsched, a. a. O., S. 4.

[18]) vgl. dto., S. 105ff.

[19]) J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 283f.
[20]) U. Pörksen, a. a. O., S. 41.
[21]) vgl. dto., S. 37.
[22]) J. C. Gottsched, a. a. O., Anm. (h) S. 187.
[23]) U. Pörksen, a. a. O., S. 40.
[24]) J. C. Gottsched, a. a. O., S. 122.
[25]) vgl. E. Meckel, a. a. O., S. 14.
[26]) W. Theiss, Nachwort, in: J. P. Hebel, Schatzkästlein, a. a. O., S. 450.
[27]) zit. n. dto., S. 451.

Wächterruf

Looset, was i euch will sage!
D'Glocke het zehni gschlage.
Jetz bettet un jetz göhnt ins Bett,
un wer e rueihig Gwisse het,
schloof sanft un wohl! Im Himmel wacht
e haiter Aug die ganzi Nacht.

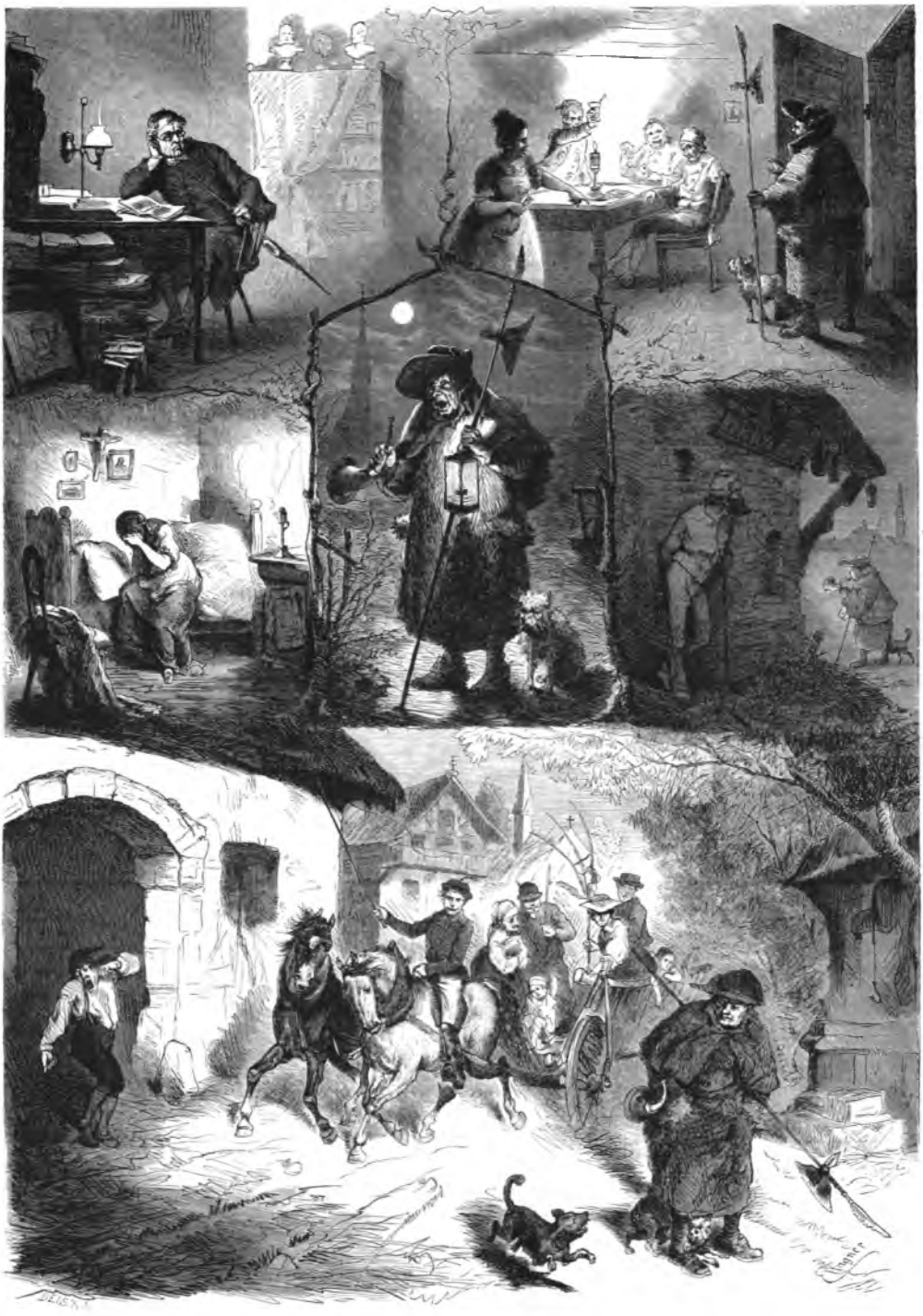
Looset, was i euch will sage!
D'Glocke het ölfi gschlage.
Un wer no an der Arbet schwitzt,
un wer no by de Charte sitzt,
dem biet i jetz zuem letschtemool —
's isch hochi Zyt —, un schloofet wohl!

Looset, was i euch will sage!
D'Glocke het zwölfi gschlage.
Un wo no in der Mitternacht
e Gmüet in Schmerz un Chummer wacht,
se geb der Gott e rueihigi Stund
un mach di wider froh un gsund!

Looset, was i euch will sage!
D'Glocke het ais gschlage.
Un wo mit Satans Ghaiß un Root
e Dieb uf dunkle Pfade goht
— i will's nit hoffen; aber gschiht's —,
gang haim! Der himmlisch Richter siht's.

Looset, was i euch will sage!
D'Glocke het zwai gschlage.
Un wem scho wider, eb's no tagt,
die schweri Sorg am Herze nagt,
du arme Tropf, dy Schloof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi.

Looset, was i euch will sage!
D'Glocke het drei gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt;
un wer im Fride der Tag erlebt,
dank Gott un faß e frohe Muet
un gang ans Gschäft, un — halt di guet!



Der Wächterruf. Gedicht von Hebel, illustrirt von Erdmann Wagner. (S. 614.)

Hebel-Bilder (IV.)

Herodot

Die Dinge, die Ereignisse sind da, und ihr Dasein ist schon Erzählung. Es ist, als ob die Dinge und die Ereignisse sich einander selbst erzählten, eines sich dem andern, mehr, als daß sie sich den Menschen erzählen, — so sehr sind die Dinge, die Ereignisse, primär da und dann erst der Mensch, der sie berichtet. Das ist nur möglich dort, wo das Wort sich wie zum ersten Male zu dem Ding oder dem Ereignis begibt, zu dem es gehört, und darum fest an ihm hält, so daß Wort und Ding eine Einheit sind.

Auch in den späteren Zeiten, wo Wort mit Wort und Ding mit Ding andauernd manipuliert werden, ist es doch immer dem Dichter möglich, die Einheit von Wort und Ding so herzustellen, als hätten sich beide zum erstenmal und für immer getroffen, und als erzählten die Dinge das, was sie sind, durch ihr pures Dasein, ohne daß das Wort es vermittelte. Bei Johann Peter Hebel ist es so, in seinem „Schatzkästlein". Es ist hier, als hätten sich die Dinge aus einer lauten, zerstörten und zerstörenden Welt geflüchtet in ein verstecktes Tal und als erzählten sie dort einander von sich selbst, wie wenn es keine Menschen gäbe, die ihnen zuhörten, die Zeit sich mit Erinnerungen und Späßen vertreibend und wartend hier, im versteckten Tal, daß die Welt wiederkehre, in der das jeden Augenblick geschieht, was auch ihnen einst geschah: daß das Wort sie fest halte gegen die falsche und unnütze Bewegung, die Manipulation.

. . . Hingegen ein Satz aus der Welt des wirklichen Wortes, von J. P. Hebel: „es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter dem man nicht viel sucht, einem anderen eine Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält", — in diesem Satz ist jeder Teil genau, seines Wertes sich bewußt, jeder ist für sich da, und doch ist alles miteinander zu einem Höheren verbunden. „Es ist doch merkwürdig": Platz wird hier geschaffen durch diese Worte für ein Ereignis, es ist, als ob durch sie eine Schnur gezogen würde, um einen Raum, damit in ihm etwas Bestimmtes geschehen könne, und bei dem letzten Wort „merkwürdig" ist es, als sehe man eine Tafel mit der Ankündigung, daß hier das Merkwürdige geschehe. „Daß manchmal ein Mensch": ein Mensch tritt auf in diesem abgegrenzten Raum, zögernd tritt er auf, „manchmal" ist das Zeichen des Zögerns. „Hinter dem man nicht viel sucht": klein scheint der Mensch auf dem großen Platz, man wartet, was mit ihm geschieht, und es geschieht: „daß er einem andern eine Lehre geben kann", und auf einmal erscheint der Zögernde, Kleine, der zuerst da war, groß, und jener, „der sich für erstaunend weise und verständig hält" wird klein, es ist, als ob ihm das erstaunend Weise und Verständige wie ein Gepäck, das ihm nicht gehört, abgenommen würde.

Jedes Wort in diesem Satze von Hebel zeigt, daß der Satz auf einer festen Welt steht. So sicher ist diese Welt und die Worte in ihr, daß die Welt nur eines solch kleinen Satzes bedarf, um kundzugeben, daß sie da ist, eine ganze Welt, und alle Worte dieser Welt stehen in der Nähe dieses Satzes.

Max Picard, Die Welt des Schweigens, 1948

Bemerkungen zu einigen Leitlinien der Rezeption von Hebels „Kalendergeschichten"

Heinrich Hauß, Karlsruhe

I. Mystifikationen

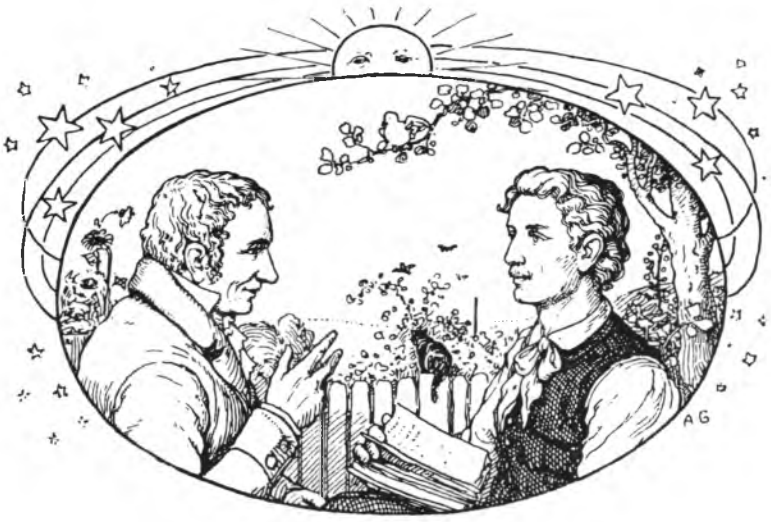
„Dem Hausfreund aber ist es in diesem Augenblick, wie wenn er im Spätjahr seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat, und meint, jetzt sei nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unvermutet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweiglein, und heimbst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier so große Freude als die anderen alle."

Hebel, Veronika Hakmann

Eine seltsame Faszination geht von Büchern aus, die aus mehreren Teilen als Ganzes komponiert oder intendiert sind oder zumindest ein Ganzes suggerieren: Hebels „Schatzkästlein", Baudelaires „Fleurs du Mal", James Joyces „Dubliners", Sherwood Andersons „Ohio". Welt, *eine Welt in einem Buch.* Je undeutbarer unsere eigene Welt wird, desto faszinierender ist es für den Interpreten, sich mit dem Phänomen, der in einem Buch „untergebrachten" Welt zu beschäftigen. Dies scheint in ganz besonderer Weise für Hebels „Schatzkästlein" zu gelten: „Schließlich", so meinte Ernst Bloch, „drängt dieser freundliche Geist *die ganze Welt in seiner Heimat zusammen*"[1]). Eine ganze Welt als erzählte und gedeutete Welt, als erzählerisch gedeutete Welt ist mythisches Fundament wohl allen Erzählens, und dieser Traum in allem Erzählen führt bei den Nachgeborenen, besonders wenn die Interpreten Philosophen oder Essayisten sind, zu „Mystifikationen"[2]), zu Mystifikationen vornehmlich der Gestalt des Erzählers. „Die Gestalt wird deutlich, da das Wort nicht mehr deutlich ist"[3]). Mystifikation der Gestalt des Erzählers, bei Hebel umsomehr, als eine solche Gestalt sich in dem die „Lesestücke" begleitenden Hausfreund ganz natürlich anbietet. Mystifikation der erzählten Welt aber auch: Vorstellung von einer Welt im „Welttakt oder Tao" (E. Bloch), Welt des Hausfreundes" versammelt in ein Sagen, dessen Wort ein mild-verhaltenes Scheinen bleibt" (M. Heidegger). Mystifikation auch der erzählten Welt als einer kompletten, so Minder, *„eine Welt komplett in der Nußschale"*.

Neigung also zur doppelten Mystifikation: Aufhebung der einzelnen Geschichten in der alles sammelnden Gestalt des Erzählers, Verschwinden des Erzählten nach dem zustandegebrachten „Einklang mit der Welt im Waagrechten". Wir erinnern uns an Walter Benjamins Beobachtung, den Hebelschen Geschichten sei eigentümlich „und ein Siegel ihrer Vollkommenheit, wie schnell sie vergessen werden"[4]). Hartmut von Hentig hat vor kurzem diese Beobachtung wieder aufgegriffen und schreibt: „Man erzählt Hebels Geschichten, und weiß nicht, von wem sie sind; oder man sucht eine Geschichte und denkt, die muß wohl im „Hebel" stehen"[5]). Eigenartig dieses Verschwinden und Vergessen von Geschichten, nun durchaus keine Mystifikation mehr, sondern geheimnisvolle Realität des Rezeptionsvorganges.

Mystifikationen. Heidegger zum Beispiel läßt in seiner Rede „Hebel, der Hausfreund" von 1957 alles epi-sodisch Erzählte ver-



Adolf Glattacker — Titelvignette aus dem „Schatzkästlein"

schwinden in der Gestalt des Hausfreundes, gewissermaßen erfindet er mit dem ganz vom „Haus der Welt" her gedachten Hausfreund eine eigene „philosophische" Geschichte. Ernst Bloch interessiert sich in seinem Aufsatz „Hebel, Gotthelf und das bäuerliche Tao" von 1926 für die Welt, die durch das Erzählen Hebels zustande kommt: „bäuerliches Tao", „Welt im vernünftigen Lot"[6]). Die Gestalt des hausfreundlichen Erzählers oder die erzählte Welt in ihrer Totale bildeten die Schwerpunkte des Interesses der Hebelinterpretation in der Zeit vor den 60er Jahren. Mystifikation: Hebel scheint über die Texte hinaus für etwas zu stehen, was wir verloren zu haben scheinen, sei's „Hausfreund", sei's Welt.

Mystifikationen sind aber wohl auch Teil der Rezeption, sind unvermeidbar, haben bestimmte Funktionen. Immer suchen wir nach „Welten", die einmal waren oder sein sollen. Heidegger spricht das in seiner Rede deutlich aus: „Wir irren heute durch ein Haus der Welt, dem der Hausfreund fehlt, jener nämlich, der in gleicher Weise und Stärke dem technisch ausgebauten Weltgebäude und der Welt als dem Haus für ein ursprüngliches Wohnen zugeneigt ist"[7]). Wem die Diktion Heideggers nicht gefällt, es läßt sich zeitgenössisch mit Wellershoff auch so sagen: „Die ungeheuere Komplexität des gesellschaftlichen Systems hat eine psychoaffektive Infantilisierung zur Folge. Weder beherrscht noch durchschaut man die Zusammenhänge, von denen man bestimmt und getragen wird, man lebt immer unterhalb der Ebene der Systemintegration, inkompetent für das Ganze und nicht, wie in den traditionellen Kulturen, durch allgemein verbindliche Deutungssysteme mit ihm vermittelt"[8]). Eigentlich hat's Heidegger für den „geneigten Leser" verständlicher gesagt.

Warum lesen wir Geschichten aus einer vergangenen Zeit, Hebel-Geschichten? *Vielleicht auch um zu erfahren, was schon einmal möglich war, was schon einmal in eine Geschichte „hineinpaßte"*. „Eine Geschichte trägt die Besänftigung der Welt in sich", sagt Peter Bichsel in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen. Da aber alle Geschichten wieder vergessen werden — alle Geschichten, die nicht wiedererzählt werden, sind vergessen —

bleibt am Ende nur die Gestalt des Erzählers als eine *vage Summe des Erzählten* in unserem Gedächtnis: Hebel, der Hausfreund.

II. Hebel — „Freund dem Haus der Welt"

„Ein großer Teil unseres Lebens ist ein angenehmer oder unangenehmer Irrgang durch Worte."

Hebel

Den Kalendergeschichten Hebels, sukzessiv komponiert und jahrgangsweise veröffentlicht, ein falsches Ganzes zu supponieren, Hebel als Gestalt von den Geschichten abzulösen, diese Versuchung ist genauso groß wie natürlich. Der Kalender als Medium, Figur und Aura des „Hausfreundes" legen das sogar nahe, besonders da „Hebel es liebt zu mystifizieren[9]). „Der Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht, sitzt in manchem Wirtshaus und kennt ihn nicht, geht mit manchem braven Mann einen Sabbaterweg oder zwei, wie es sich trifft, und läßt nicht merken, daß er's ist"[10]). Doch scheint der Hausfreund sein Programm manchmal, wie im „Schneider von Pensa", auch wieder freizügig mitzuliefern. „Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem

Der
Rheinländische Hausfreund
oder
Neuer Calender
auf das Schaltjahr 1808,
mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen.
Carlsruhe, im Verlag des Großherzogl. Lyceums.

Der Rheinländische Hausfreund

Dieter Masuhr — Hebel
(Aus: Erzählungen von J. P. Hebel — Ein Wort gibt das andere, Nachwort von A. Braunbehrens mit Zeichnungen von Dieter Masuhr, 1982)

Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich daß er die Wege aufdecke, auf welche die ewige Vorsehung für die Hülfe sorgt, noch ehe die Not da ist und er kundmache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen auch stecken, wo sie wollen." Und am Schluß der Erzählung: „Es wäre nimmer der Mühe wert, einen Kalender zu schreiben, wenn sich der geneigte Leser nicht auf sein Bildnis des Gotteskindes Franz Egetmeier freuen sollte".

Heideggers Rede „Hebel, der Hausfreund" von 1957 beginnt mit der bezeichnenden Frage: „Wer ist Johann Peter Hebel"? — Antwort: „Johann Peter Hebel ist der Hausfreund"[11]). Name und Gestalt des Hausfreund-Hebel sind Heidegger „erregend mehrdeutig", „schlicht, aber gleichwohl hintergründig"[12]). Hintergründig im Wortsinne, denn Hebel ist, wie sich in der Rede herausstellt, keineswegs der eigentliche Hausfreund, „der eigentliche Hausfreund der Erde ist der Mond"[13]). „Wie durch sein Scheinen (der Mond), so bringt der irdische Hausfreund Hebel durch sein Sagen ein Licht, und zwar ein mildes. Der Mond bringt das Licht in unsere Nächte. Aber das Licht, das er bringt, hat er selbst nicht angezündet. Es ist nur der Widerschein, den der Mond zuvor empfangen hat — von seiner Sonnen, deren Glanz zugleich die Erde bescheint"[14]). „Affektiert rustikale Bildwelt" nannte Robert Minder diesen Sprachduktus in Sachen Hebel. „Dem Haus, das die Welt ist, ist der Hausfreund der Freund"[14]). Das Wesen des Hausfreundes wird vom „Haus der Welt" her gedacht, dem der Dichter in „mild-verhaltenem"[15]) Sagen in Analogie zum Mond das „Wesenhafte" der Welt „zuspricht"[16]). Welt, Welt in einer Nußschale, Tao-Welt, „Dorfleben quer durch die Welt"[17]), Hebel-Geschichten als „Spiegel der Welt"[18]), dieses Interpretationstheorem spielt seit Goethes Rezension der Alemannischen Gedichte eine zentrale Rolle. Zu der Eigenart der Hebelinterpretation scheint zu gehören, daß man immer „Welt" in seinen Geschichten suchte, Welt als Ganzes, als Zusammenhang von unten und oben, Gott und Mensch, Welt als heilsgeschichtliche Welt, als Tao, als Geschichte. Heideggers Hausfreund, der ganz vom „Haus der Welt" her gedacht ist, entbehrt deshalb einer interpretationsgeschichtlichen Logik nicht. Hausfreund und Welt verbinden sich bei Heidegger zu einer kleinen Philosophie des „Hauses der Welt", abgehoben allerdings von den einzelnen „Lesestücken", philosophiewärts, weltbegriffwärts. „Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können, den Leuten etwas anzubinden, zum Beispiel einen Bären", sagt Hebel. Wozu der philosophische Aufwand, kann man sich fragen. Die Antwort gibt Heidegger in der Mitte seiner Rede selbst. „Wir irren heute durch ein Haus der Welt, dem der Hausfreund fehlt, jener nämlich, der in gleicher Weise und Stärke dem technisch ausgebauten Weltgebäude und der Welt für ein ursprüngliches Wohnen zugeneigt ist"[19]). Der

Hausfreund ist in Heideggers Rede eine *zu philosophischen Ehren erhobene Kontrastfigur*, in der sich alles das argumentativ fassen läßt, was der Zeit des „technisch ausgebauten Weltgebäudes" fehlt. Das weiß Heidegger auch. „Wir Heutigen können freilich nicht mehr in die von Hebel vor anderthalb Jahrhunderten erfahrene Welt zurück, weder in das unversehrt Ländliche jener Zeit und zu ihrem beschränkten Wissen von der Natur"[20]). Trotzdem, der Verlust läßt sich faßbar machen in der kontrastiven Integrationsfigur des Hausfreundes. Der Hausfreund wird gewissermaßen *zum philosophischen „Nachschein"*, wenn man die Blochsche Kategorie des „Vorscheins" hier in ihrer Verkehrung verwenden will. „Nachschein" einer rekonstruierten Welt des Hausfreundes, die wir entbehren müssen.

Heideggers Hausfreund-Deutung ist selbst eine „Geschichte", eine philosophische Geschichte, wenn man so sagen darf. Sich ihr zu entziehen, scheint mir, ist gar nicht so leicht, weil sie, von ihrer argumentativen Rhetorik abgesehen, ein tiefverwurzeltes Bedürfnis des Lesers anspricht: „Verlassen müssen wir uns auf diejenigen, die in der Vergangenheit im Buch der Welt gelesen haben"[22]). Vom heutigen Standpunkt aus gesehen, sieht Heidegger *„Welt"* — idola philosophiae —, *wo nur Situationen sind*, macht aus dem Hausfreund einen „Generalwächter", wo nur einer ist, der „wach" ist. „Einer muß wachen, heißt es. Einer muß da sein" (Kafka, Nachts). Hinwendung dagegen heute zum Situativ-Narrativen. Diese Sicht hat sich wohl spätestens mit Maria Lypps Aufsatz „Der geneigte Leser verstehts" (1970) in der Hebel-Deutung durchgesetzt[23]). Das Postulat einer homogenen Erzähl-Welt des Dichters, der Freund ist dem Haus der Welt[24]), wurde aufgegeben und eine *„bunte Stückelung"* der Kalenderbeiträge ohne ausdrückliche „Norm"[24]) entdeckt. „Ständig bewegte Szene gesellschaftlicher Interaktionen", „Vielfalt des Agierens und Reagierens", „vielfältige Verhaltensweisen der Menschen und ihrer Motivationen"[25]). Im Zentrum: „Geschichten gesellschaftlichen Handelns". „Die einzelnen Beiträge sind zu verschiedenartig, als daß etwas für alle Gültiges über diesen allgemeinen Rahmen hinaus gesagt werden könnte"[26]). Und L. Rohner schreibt in „Kalendergeschichten und Kalender": „Hebel redet fast immer von Menschen, besser: von Leuten aus allen Ständen. Aber mehr noch als die Leute interessiert ihn, wie sich diese in merkwürdigen Lagen benehmen, ob sie einen Handel vorteilhaft tätigen, den anderen witzig abfertigen, sich geistesgegenwärtig aus einer Schlinge ziehen". „Allein die Titel schon zeigen, daß der Vorgang wichtiger ist als die Figuren, ja: die Figuren sind wegen des Vorgangs eingesetzt". „Nicht Persönlichkeiten, und wenn schon meist unscheinbare, sondern Fälle"[27]).

III. Hebel: Ganz nah dahinter: Erasmus

„Feine Operationen badisch-baslerischer Observanz"

Robert Minder

Heidegger sah in dem Kalendertitel „Hausfreund" die dichterische Bestimmung Hebels ausgedrückt. „Das schlichte, aber gleichwohl hintergründige Wort „Hausfreund" ist der Name für einen Grundzug von Hebels Dichtertum"[28]). „Der Dichter versammelt die Welt in ein Sagen"[29]). Einen verheideggerten Hausfreund, einen der vom Haus der Welt her gedacht ist, hätte der französische Germanist Robert Minder vielleicht noch unwidersprochen hingenommen, nicht aber Heideggers Sprachmystik: „Mundart als der geheimnisvolle Quell jeder gewachsenen Sprache", „Sprachgeist", der die tragenden Bezüge zu Gott, zur Welt, zu den Menschen und ihren Werken, ihrem Tun und Lassen „verwahrt"[30]). „Sakralisierung des deutschen Worts" zur fragwürdigsten „Lösung der Welträtsel bestimmt"[31]), wittert Minder in solchem Ansinnen und setzt antikes und römisches Erbe in Hebels Sprachbehandlung und Kunstverstand dem entgegen. „Theokrit,

Catull, Horaz, Vergil und Homer haben seinen Formsinn entwickelt und verfeinert"[32]). In seinen Aufsätzen „J. P. Hebel und die französische Heimatliteratur", „Heidegger und Hebel oder die Sprache von Meßkirch" und in der Einleitung zur Meckelschen Hebelausgabe zieht Minder aus, „um Heideggers dumpf hinterwäldlerischen Hebel aus dem Weg zu räumen". Ludwig Rohner hält mit Recht zweierlei fest: „Die wenigsten Argumente Minders werden aus Heideggers „Hebel, der Hausfreund" geschöpft, und verglichen mit der Formel Hebel als erasmischer Geist bleibt, die Heideggersche vom Hausfreund näher an der Sache"[33]). Heideggers Denken kreist um das Phänomen des Hausfreundes, Minder geht es um die rechte Einordnung Hebels in die gesamteuropäischen geistesgeschichtlichen Bezüge. „Hebel: Dichter, Aufklärer und herzlich"[34]).

Hebel wird in der Nähe erasmischen Geistes angesiedelt und die Linie innerer Verwandtschaft mit Hebel kräftig ausgezogen bis zu Blochs „Spuren", Hašeks „Schwejk", ja bis hin zu Thomas Manns „Hans Castorp". Suche nach einem geistigen Ahnen ad Honorem Hebelii: Erasmus, eine vom Werk radikal abgelöste Gestalt: „Er konnte von der Bühne verschwinden, nachdem er sein Wort gesprochen hatte"[35]). Der Erasmus-Bezug, den Minder herstellt, hat die Funktion eines kulturpolitischen Akzentes, ist Korrektiv gegenüber Heideggers Hebel als „Priester im Mutterdienst der Sprache"[36]). Auf den Spuren der Benjamin-Deutung wird Hebel heimgeholt in die europäisch-aufklärerische, urbane Tradition.„Eminent kritischer Kopf und wortverliebter Artist, toleranter Christ und urbaner Schüler der Antike"[37]) lautet Minders Urteil. Die Polemik Minders auf der sprachanalytischen Ebene mußte natürlicher Weise dazu führen, die „artistische Wesensart" Hebels, von der Walter Benjamin schon 1926 gesprochen hatte, in den Vordergrund der Betrachtung zu rücken. Der Mindersche Hebel als „wortverliebter Artist" rückt den Kalendermann in doch nicht ganz unproblematische Nähe von Nietzsches Horazdeutung. „Bis heute habe ich an keinem Dichter dasselbe artistische Entzücken gehabt, das mir von Anfang an eine Horazische Ode gab. . . Dies Mosaik von Worten, wo jedes Wort als Klang, als Begriff, nach rechts und links und über das Ganze hin seine Kraft ausströmt, dies Maximum in Umfang und Zahl der Zeichen, dies damit erzielte Maximum in der Energie der Zeichen — das alles ist römisch, und wenn man mir glauben will, vornehm par excellence"[38]).

IV. „Schaut's da heraus?"

„Historizität und Aufklärung gehören bei Hebel zusammen".
Jan Knopf

„Nur mache man kein System daraus".
Ludwig Rohner

Interpretationen entwickeln, nachdem bestimmte hermeneutische Daten gesetzt sind, ihre eigene Logik. Solche Daten der Hebel-Interpretation waren von Walter Benjamin (1926) über Ernst Bloch (1926) bis zu Robert Minder (1966/68) Humanismus, Aufklärung und artistische Meisterschaft. Meist wurden diese Leitideen in Essays bonmothaft gesetzt, der narrative „Polytheismus" Hebels schien bis zum Ende der sechziger Jahre diese Form der Auseinandersetzung geradezu anzuziehen. Das hat sich seit den Arbeiten Jan Knopfs und Ludwig Rohners grundlegend geändert.

Sollten Hebels Kalenderbeiträge nicht auf einzelne „Lesestücke" als Miniaturen deutscher Prosa reduziert bleiben, dann mußte das Eigentliche der Geschichten an den aktuellen Generallinien literaturgeschichtlicher Bezugs- und Verweissysteme festgemacht werden. Wiesen Interpreten wie Benjamin, Bloch und Minder auf Hebels „aufklärerischen Humanismus"[39]) oder die „freundliche Aufklärung"[40]), so ergab sich die Notwendigkeit, das was man als das aufklärerische Bewußtsein Hebels angesprochen hatte, als inneren Zusammenhang der Geschichten zu

erweisen. Aufklärerisches Bewußtsein konnte sich nicht, wenn man es Hebel zuschrieb, in bloß „hausfreundlichem Schelmentum“[41]) erschöpfen. Folgerichtig hat deshalb Jan Knopf festgestellt: „Das aufklärerische Bewußtsein, das R. Minder und E. Bloch an Hebel feiern, wird durch die Verleugnung des Historischen zum unhistorischen Luftgebäude“[42]). Das Aufklärungspostulat bedurfte einer historischen Verankerung, und zwar in den Geschichten selbst. Das führte nun bei Jan Knopf zu dem Interpretationsansatz der Kalendergeschichten als „Geschichten zur Geschichte“ Jan Knopf versuchte in seinem Buch „Geschichten zur Geschichte“ von 1973 eine „Rückübersetzung“ des lange als volkstümlich vereinnahmten und aufklärerisch entschärften Hebel in die historischen Bezüge der Aufklärung, und zwar von B. Brecht her. Brechts „Kalendergeschichten“ verändern die Leseweisen von Hebels Geschichten. Hieß die Formel bei Minder: „Hebel: ganz nah dahinter: Erasmus“, so ließe sich für J. Knopfs Deutung behaupten: „*B. Brecht: nah dahinter: Hebel*“. War der Heideggersche Hausfreund konzipiert als ein „Nachschein“ einer als unversehrt empfundenen Welt in die heutige, so ist der Hebel J. Knopfs ein im Blochschen Sinne verstandener „*Vorschein*“, dessen aufklärerisch-emanzipatorsiche Potenz erst in Brechts „Kalendergeschichten“ voll in Erscheinung tritt.

„Der rote Faden des Historischen, der den Kalender durchzieht“, ist Programm. „Das Historische ist bewußt als Hintergrund und als Gegenstand aller Geschichten gewählt, und die Geschichten sind deshalb auf diesem Hintergrund zu betrachten“[43]). Geschichte im aufklärerischen Sinne aber ist „die Historie der Kleinen, die in der Geschichte der Großen keinen Platz zu haben scheinen“[44]). J. Knopfs Deutungsmodell systematisiert Hebels Kalendergeschichten aufs neue. Dem „hausfreundlichen Schelmentum als Leckerbissen für Feinsinnige“ ist dadurch ein Riegel vorgeschoben, aber so ausschließlich an Geschichte und „Historiographie“ gebunden, machen sich die Geschichten von selbst überflüssig, wenn sie ihre historische Funktion „eingreifenden Denkens“ (B. Brecht) erfüllt haben.

V. „Unauflösbares Zugleich“

„Das „Eigentliche“ der Kalendergeschichten ist die Erzählweise: natürliche Artistik“.

Ludwig Rohner

Maria Lypp schrieb in ihrem Aufsatz „Der geneigte Leser versteht's“ von 1970: „ Ein Moment aber ist, das selbst bis ins Detail hinein dem Kalender eine Einheit gibt und dabei dem Bildungsinteresse des Ganzen untersteht: der erzählerische und sprachliche Stil“[45]). Aber die Gesinnung, so mag der Hebelfreund fragen, der einen „letzten maßgebenden Grund“, eine „allerorts waltende einheitliche Anschauung vom Wesen der Welt und der Dinge“[46]) in den Geschichten erwartet. „Aber die Gesinnung?“ so meint Ludwig Rohner in seinem Werk „Kalendergeschichte und Kalender“ (1978), „sie ist überall zu spüren und doch nur schwer zu bestimmen“. „*Das Eigentliche der Kalendergeschichte ist die Erzählweise.* Die Erzählweise ist zugleich naiv selbstverständlich und artistisch raffiniert, hebt die Kalendergeschichten nach Niveau und Kunstverstand weit über alle Kalender der damaligen und späteren Zeit hinaus“[47]). An anderer Stelle heißt es: „Ihr Unvergleichliches gewinnen Hebels Kalendergeschichten nicht allein durch den hochbewußten Kunstverstand, durch das unauflösbare Zugleich von daherredender Naivität und erzählerischer Raffinesse“[48]). Dieses „unauflösliches Zugleich“ versucht Rohner in der Formel: „natürliche Artistik“[49]) zu fassen, damit vermittelnd zwischen den beiden bekannten Polen der Deutung von Hebels Geschichten: menschliche Nähe des Hausfreundes und kühler Kunstverstand des Erzählers. Auch Rohner trennt sich von dem bei Benjamin und Minder entwickelten Begriff des Artistischen bei Hebel in Frontstellung zum angeblich volkstümlichen Hebel

noch nicht ganz. Der Begriff Artistik zur Charakterisierung der Eigenart Hebels scheint mit deshalb problematisch, weil er vermuten läßt, Hebel habe „ohne Netz", freischwebend gearbeitet. Hebels „Vagabundieren", Hebels „Spiel mit der poetischen Fiktion", Hebels „Absonderliches und Verqueres" vollzieht sich innerhalb von Fixpunkten: Redaktion des Kalenders, Quellen, denen Hebel den größten Teil seiner Stoffe entnahm, aber, was wohl wichtiger ist, dem Glauben eines „rechtschaffenen Kalendermannes"[50]).

Keine Frage, daß Kafkas Erzählungen und Parabeln und Celans Gedichte sich durch einen hohen Kunstverstand auszeichnen, aber wir würden nicht darauf verfallen, bei diesen Dichtern von Artistik zu sprechen, wenn wir ihr Eigentlichstes anzusprechen versuchten. Rohner ist es zu danken, daß er das Einseitige des Artistikbegriffs bei Hebel abgebaut hat und auf das „unauflösbare Zugleich" als Eigenart des Erzählers Hebel hingewiesen hat. Für den essayistisch behandelten Hebel ist es überhaupt charakteristisch, daß gerne „große Begriffe" wie Welt, Gesinnung, Humanismus, Aufklärung, Artistik herangezogen werden, um ihn zu charakterisieren, ganz zu schweigen von der Tendenz, Hebels Kalendergeschichten in den Händen bedeutender Leser wie Hofmannsthal, Kafka, Brecht, Canetti zu wissen. Irgendwie kommt mir die Bezeichnung Hebels als Artisten wie ein aktualisierender Einordnungszwang vor.

„Große Begriffe", als genüge es nicht, „Merkwürdiges", Ereignisse *in die „Tradition des Erzählens"* (P. Bichsel) *eingebracht zu haben.* Tradition des Erzählens, die eben eine humane jeweils schon ist und „extra-narrativer" Qualifikationen gar nicht bedarf. Ludwig Rohner bemerkt: „Hebel ist kein Lehrmeister. Wer ihn nachahmt, gerät — epigonal — in die Manier. Man müßte Hebel ganz „übersetzen"; Brecht ist es gelungen"[51]). Idealfall produktiver Interpretation: *Hebel erzählerisch übersetzen, Geschichten erzählen, „narrative Exerzitien".* Das entspräche übrigens genau Hebels Verfahren: „Integration alter Kalenderinhalte"[52]) und ihre erzählerische Veränderung und Verwandlung.

„Sie wissen, was dazugehört", schrieb Hebel am 20. Juli 1817 an Justinus Kerner, „einem bestimmten Publikum, das zu Sagende so recht in die Wahrheit und Klarheit seines Lebens hineinzulegen und wie unerläßlich an einem Nationalschriftsteller die Forderung ist, daß während er quasi aliud agendo seine Leser belehrt"[53]). Quasi aliud agendo seine Leser belehrt — zeitweise sah es so aus, als wolle man Hebel beweisen, daß er, während er die Geschäfte des Kalendermannes zu betreiben vorgebe, omnino aliud agere — etwas völlig anderes treibe: reines Spiel mit der Fiktion, Zynisches, „Subversives"[54]) gar. Sicher, „es wäre nimmer der Mühe wert, einen Kalender zu schreiben", um ein Wort Hebels aufzugreifen, wenn der Kalendermann nur die gegebenen Konditionen des Mediums erfüllte und es nicht schreibend veränderte. Das eben ist Literatur: eine Form aufgreifen und verändern, so daß sie sich vollendet und gleichzeitig aufgehoben wird.

Dies eben unterscheidet Hebels Bearbeitung der „heillosen Lese-Artikel"[55]) von den Arbeiten seiner Vorgänger und Nachfolger. „Hebels historische Leistung bestand im Hinblick auf die Gattung darin, die eingerissene Zufälligkeit der literarischen Kalenderinhalte reflektiert und durch Spiegelung des Mediums in den Geschichten aufgehoben zu haben"[56]).

VI. Geschichten — „mal so, mal so"

„So dürfen also dort, wo die Wahrheit auftritt, die Geschichten — die Mythen — nicht aufhören, denn gerade dort müssen sie ganz im Gegenteil allererst anfangen: das Wissen ist nicht das Grab, sondern das Startloch der Mythologie. Denn wir brauchen zwar die „besprochene", aber wir leben in der „erzählten" Welt".

Odo Marquard, Lob des Polytheismus

„Seines Orts der Hausfreund" ist Erzähler und *als Erzähler soll man ihn nehmen.* Das ist wohl die eigentliche Entdeckung der letzten fünfzehn Jahre. Das scheint banal, ist es aber nicht, denn lange Zeit wurde in Hebels „Kalendergeschichten" „pauschal Sinn oder das Weltbild"[57]) gesucht und nicht *Geschichten im Plural,* wie das vom Medium des Kalenders aus gesehen naheliegt.

Die Hebel-Rezeption verharrte relativ lange auf einer Stufe, die man mit Bubner die *„Beseitung des Erzählerischen"*[58]) in den Texten durch Moralisierung, Weltanschauung, „theoretische Entitäten" nennen kann.

Die Wiederentdeckung des Narrativen und Mythischen überhaupt hat eine allgemeine wissenschaftliche Vorgeschichte, die sich im Laufe der 70er Jahre entwickelt hat und für die Philosophie, Theologie und Geschichtswissenschaft Pionierarbeit geleistet haben. So hat Odo Marquard zum Beispiel in einem Vortrag aus dem Jahre 1978 „Das Lob des Polytheismus" entwickelt. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß dort, wo die Wahrheit auftrete, die Mythen verschwinden müßten. „Eines ist die Wahrheit, ein anderes, wie sich mit der Wahrheit leben läßt: für jene ist — kognitiv — das Wissen, für diese sind — vital — die Geschichten da"[59]). „Narrare necesse est": es geht darum, „Wahrheiten in unsere Lebenswelt hineinzuerzählen" oder in „die Reichweite unserer Lebensbegabung zu bringen"[60]). Deshalb: „Philosophie muß wieder erzählen dürfen"[61]); es bleibt ihr auch nach der Erkenntnis der „Scheinhaftigkeit der begrifflichen Totalität"[62]) gar nichts anderes übrig. Anerkennen der eigenen Kontingenz und „Gewaltenteilung im Absoluten"[63]) durch Wiederkehr des „Polytheismus" und der Polymythie. Philosophie kann kein „Mono-Logos"[64]) mehr sein, sie muß — nach der Gewaltenteilung im Absoluten — *Geschichten erzählen, viele Geschichten, viele relative Geschichten, Geschichten „mal so, mal so"*[65]). „Der geneigte Leser merkt etwas" und erinnert sich an Hebels „polytheistisches Glaubensbekenntnis" in poeticis: „Unser dermaliger philosophischer Gott steht, fürchte ich, auf einem schwachen Grund, nämlich auf einem Paragraphen, und seine Verehrer sind vielleicht die törichtsten Götzendiener, denn sie beten eine Definition an, und zwar eine selbstgemachte. Ihr Gott bleibt ewig ein Abstraktum und wird nie konkret." Über den „Polytheismus" schreibt Hebel, „daß er mir immer mehr einleuchtet, und nur die Gefangenschaft oder Vormundschaft, in welcher uns der angetaufte und anerzogene und angepredigte Glauben hält, hinderte mich bisher, den seligen Göttern Kirchlein zu bauen"[66]). Walter Rehm meinte dazu, „höchst sonderbares, sehr ehrliches, sehr überraschendes Bekenntnis"[67]), und zieht den Schluß, daß Hebels rasches Verstummen im Dichterischen mit dem Gespür Hebels zusammenhänge, daß „man im Grund, als Christ, als Protestant, kein (polytheistischer) Dichter mit gutem Gewissen sein könne"[68]). Aber, so wollen wir einmal annehmen, durchaus *„polymythisch" Geschichten erzählen könne,* Geschichten „mal so, mal so". Beispiele ließen sich bei Hebel in großer Zahl finden.

Polymythisches Erzählen von Geschichten, Geschichten mal so, mal so, „bunte Stückelung" der einzelnen Beiträge, das scheint recht gut zu L. Rohners Einsichten in das „Grundmuster"[69]) der Kalendergeschichten zu passen. „Der Erzähler zettelt eine Geschichte an", „die meisten Geschichten ruhen in sich selbst", „viele Geschichten brechen, wenn die Szene gespielt ist, einfach ab"[70]). Vieles kann bei Hebel nebeneinander stehen, Vielfalt der Erzählinhalte; so stellt auch M. Lypp fest, daß die Szenerie der einzelnen Beiträge übergangslos zwischen „Glücklichem und Entsetzlichem, Außergewöhnlichem und Alltäglichem" beständig wechselt[71]). Könnte dieses „Grundmuster" polymythischen Erzählens eine Erklärung sein für W. Benjamins Feststellung, daß den Geschichten Hebels eigentümlich ist, „wie schnell sie vergessen werden"[72])? Sicherlich ist es für den Leser schwer, viele Geschichten ohne gemein-

same „Norm" zuzulassen, die vielen Geschichten am Ende nicht wieder auf eine „Mustergeschichte" reduzieren zu wollen, wie das bei Hebel häufig geschieht.

VII. Hebel und die „Erzählbarkeit von Welt"

„Welches war die Welt, die man haben zu können glaubte"? — „Im Aggregatzustand der „Lesbarkeit" als ein Ganzes von Natur, Leben und Geschichte sinnspendend sich erschließend".

Hans Blumenberg, Die Lesbarkeit der Welt

H. v. Hentig hat am Ende seines Essays zu Hebels „Schatzkästlein" in der „Zeitbibliothek der 100 Bücher" eine Überlegung eingebracht, die das Problem Hebel unter dem Aspekt der Erzählbarkeit von Welt sieht. H. v. Hentig schreibt: *„Man erzählt Hebels Geschichten und weiß nicht, von wem sie sind; oder man sucht eine Geschichte und denkt, die muß wohl im „Hebel" stehen. Weil das so ist, kommt mir der Verdacht, daß die Lust an seinen Geschichten gerade auch eine Lust an seinem Stoff ist: sein Stoff ist die Welt selbst, als sie noch erzählbar war. Unsere Welt ist anders. Sie verlangt Analyse, selbst unsere Erlebnisse stammen aus der Theorie, wir ersetzen das Bild durch Dauerkommunikation. Und aus Reader's Digest wird kein Kalender, kein begleitendes Abbild unseres Lebens"*[73]). „Erzählbarkeit von Welt, die Fragestellung mag entwickelt sein analog zu Hans Blumenbergs philosophischer Abhandlung über die „Die Lesbarkeit von Welt"[74]), die eine Antwort versucht auf die Frage, welche Welt es denn war, die man haben zu können glaubte. Der Hausfreund muß sich etwas dabei „denken", auch wenn er nichts sagt, eben weil er's erzählt. Seit es Bücher gibt, gibt es die *Metapher von der Lesbarkeit der Welt,* der Hypertrophie des Sinnverlangens aus einer Wurzel heraus. Seit es Bücher gibt, gibt es aber auch das Verlangen des Lesers nach einem, der zeigt, „wie im menschlichen Leben alles zusammenhängt"[75]).

Welt als Stoff, folgt man Hentig, scheint bei Hebel noch im „Aggregatzustand" möglicher Deutbarkeit zu sein. In diesem Sinne ist Hentigs Formulierung „sein Stoff ist die Welt selbst, als sie noch erzählbar war", zu verstehen. Es ist auch an W. Benjamins Hinweis zu erinnern, der meinte, daß bei Hebel wie Jean Paul „alles Faktische schon Theorie, zumal jedoch das anekdotische, das kriminelle, das possierliche, das lokale Faktum schon moralisches Theorem war"[76]). Bei Hebel liest sich das so: „Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas (das Weltgebäude) alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeute. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat"[77]). Seit Hebels Kalenderbeiträgen war's nicht mehr arabisch, es war hausfreundlich verdolmetscht, aber Kafka hat's wieder umgeschrieben in lauter Hieroglyphen. „Viele beklagen sich, daß die Worte der Weisen immer wieder nur Gleichnisse seien, aber unverwendbar im täglichen Leben, und nur dies allein haben wir"[78]). Hebel — Welt, als sie noch erzählbar war, als „allerlei Lehrreiches zu Spaß und Ernst"[79]) in das „vernünftige Lot"[80]), ins „Waagrechte-Rechte", wie E. Bloch das genannt hat, gebracht werden konnte. Das „Haus der Welt" als ein bewohnbares muß da sein, bevor der Hausfreund auftritt. Der Dolmetscher kann nur von einer in die andere Sprache übersetzen. Tatsächlich griff Hebel mehrfach auf die „Buchmetapher" zurück, allerdings nie in den Kalendergeschichten, sondern nur in den himmelskundlichen Beiträgen und Aufsätzen. So in der schon zitierten Stelle der „Allgemeinen Betrachtung über das Weltgebäude". „Wer einmal in diesem *Buche* lesen kann, in diesem *Psalter,* und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang". In den „Fixsternen" heißt es: „Seines Orts der Haus-

freund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zumut als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein *Sprüchlein*". In dem Aufsatz „Die Juden" wird das Weltall als ein „großes *harmoniereiches Gedicht,* herausgegeben Anno Mundi I", bezeichnet. Auch in der Erzählung „Der Spaziergang am See" wird die Buchmetapher aufgegriffen: „Dieser Mensch (ein Verwachsener)", begann der Doktor, „ist nur eine unverstandene *Chiffre in dem Buch der Weissagung,* das der Welt eine große Freude verkündet. Das Buch will verstanden sein".

Der Erzähler Hebel muß „mancherlei durcheinandersagen und hie und da ein Weizenkörnlein unter viel Spreu verbergen" (Die Juden). Wenn wir schon nicht imstand sind, „den Homer oder Ossian oder ein einziges Kapitel im Jesaias, zum Beispiel das sechzigste, bis ins tiefste Leben hinein zu verstehen und zu fühlen" (Die Juden), um wie weniger dann jenes große „harmoniereiche Gedicht, herausgegeben Anno Mundi I"? So leicht „steht für den denkenden Verstand keine Ernte" (Die Juden) mehr. Lesbarkeit der Welt, nach Blumenberg Lesbarkeit der Welt als Buch Gottes und der Natur, scheint bei Hebel noch als „theologisches" Deutungsmuster eine Rolle zu spielen, die poetisch-narrative Praxis aber wird zunehmend von „Lesarten" beherrscht. Im Gegensatz zu dem „alten Merlin" Goethe, der in seinen hohen Jahren auf „letzten Formeln", durch „welche allein mir die Welt noch faßlich und erträglich wird"[82]), hindrang, muß Hebel vielleicht festgehalten werden auf jener Spitze zwischen „Lesbarkeit von Welt" in den himmelskundlichen Beiträgen und den „Lesarten", der „bunten Stückelung" der eigentlichen Kalendergeschichten. Lesbar und erzählbar bleibt Hebel die Welt aber immerhin noch von merkwürdig-anekdotischen Daten her, um auf die Benjaminsche Formulierung zurückzugreifen.

Die „Schwänke und Späße des einst mitunter muthwilligen Professors"[83]) sind so ohne also nicht, sie sind, von der heutigen Problemlage her gesehen, ein *erzählgeschichtliches Ereignis* höchst interessanter Art: Im „Aggregatzustand" der Lesbarkeit ist Welt nur mehr noch in den vom Kalender her vorgegebenen allgemeinen Betrachtungen, in den Geschichten aber „unaufhörlicher Wechsel der Dinge"[84]), eben Geschichten mal so, mal so, polymythisch. Gleichzeitig aber auch immer wieder durchscheinend, daß letztlich „nichts lehrreicher ist als die Aufmerksamkeit wie im menschlichen Leben alles zusammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag"[85]). „Eja, itane est"! — „Omnes eodem cogimur"[86]).

Anmerkungen

Zur Rezeption von Hebels Kalendergeschichten allgemein:
Lothar Wittmann, J. P. Hebels Spiegel der Welt, Interpretationen zu 53 Kalendergeschichten, Einleitung S. V—XXII, 1968
Ludwig Rohner, Kalendergeschichte und Kalender, 1978, Kap. Hebels Wirkung S. 300ff.
Ludwig Rohner, Kommentarband zum Faksimiledruck der Jahrgänge 1808—1815 und 1819 des „Rheinländischen Hausfreundes" von J. P. Hebel, 1981, Kap. Zur Hebelrezeption, S. 93ff.

[1]) Ernst Bloch, Hebel, Gotthelf und das bäuerliche Tao, in: Literarische Aufsätze, Suhrkamp taschenbuch wissenschaft, S. 375
[2]) Ludwig Rohner, Kalendergeschichte und Kalender, 1978, S. 169
[3]) Max Picard, Die Welt des Schweigens, 1948, S. 152
[4]) Walter Benjamin, J. P. Hebel (I) — Zu seinem 100. Geburtstag, Gesammelte Schriften Bd. II, 1, S. 280
[5]) Hartmut v. Hentig, J. P. Hebel, Das Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes, in: Zeit-Bibliothek der 100 Bücher Hg. Fritz J. Raddatz, 1980, S. 168
[6]) a.a.O. S. 378
[7]) Martin Heidegger, Hebel, der Hausfreund, 1957, S. 31
[8]) Dieter Wellershoff, Die Auflösung des Kunstbegriffs, 1976, S. 118
[9]) Rohner a.a.O. S.242
[10]) J. P. Hebel, Der Rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern
[11]) a.a.O. S. 77
[12]) a.a.O. S. 11, 14
[13]) a.a.O. S. 21

[14]) a.a.O. S. 18
[15]) a.a.O. S. 18
[16]) a.a.O. S. 25
[17]) a.a.O. S. 382
[18]) Lothar Wittmann, J. P. Hebels Spiegel der Welt, 1969
[19]) Heidegger a.a.O. S. 31
[20]) a.a.O. S. 332
[21]) E. Bloch, Prinzip Hoffnung, Bd. I, S. 242ff.
[22]) Campanella, Philosophia Universalis, zitiert nach Hans Blumenberg, Die Lesbarkeit der Welt, 1981, S. 83
[23]) Maria Lypp, „Der geneigte Leser verstehts", Euphorion 64, Heft 3/4
[24]) a.a.O. S. 391
[25]) a.a.O. S. 391
[26]) a.a.O. S. 391
[27]) Rohner a.a.a.O. S. 217
[28]) a.a.O. S. 14
[29]) a.a.O. S. 25
[30]) a.a.O. S. 10
[31]) R. Minder, Heidegger oder die Sprache von Meßkirch, in: Dichter in der Gesellschaft, 1966, S. 213
[32]) R. Minder, J. P. Hebel und die franz. Heimatliteratur, in: Dichter, S. 110
[33]) L. Rohner, Kalendergeschichte und Kalender, 1978
[34]) R. Minder, Hebel, der erasmische Geist oder nützliche Anleitung zu seiner Lektüre, in: J. P. Hebel Hg. Eberhard Meckel, Bd. 1, 1968, S. XLIV
[35]) J. Huizinga, Europäischer Humanismus, Rowohlts Enzyklopädie, 1958, S. 168
[36]) R. Minder, Heidegger oder die Sprache von Meßkirch S. 255
[37]) a.a.O. S. 264
[38]) F. Nietzsche, Werke, Hg. Karl Schlechta, Bd. II, S. 1027
[39]) a.a.O. S. 170
[40]) E. Bloch, Literarische Aufsätze, S. 367
[41]) J. Knopf, Geschichten zur Geschichte, 1973, S. 75
[42]) a.a.O. S. 75
[43]) a.a.O. S. 72
[44]) a.a.O. S. 108
[45]) M. Lypp, „Der geneigte Leser verstehts", Zu J. P. Hebels Kalendergeschichten, Euphorion 64. Band, 1970, S. 393
[46]) W. Zentner, J. P. Hebel, Erzählungen und Aufsätze des Rheinländischen Hausfreunds, 1968, Einleitung S. 23
[47]) L. Rohner, Kalendergeschichte und Kalender S. 242
[48]) a.a.O. S. 242
[49]) a.a.O. S. 242
[50]) J. P. Hebel, Der Schneider von Pensa
[51]) L. Rohner, a.a.a.O. S. 301
[52]) a.a.O.
[53]) J. P. Hebel, Brief an J. Kerner vom 20. 7. 1817
[54]) J. Knopf, Hg., Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds, Insel Taschenbuch, 1984, Nachwort S. 573
[55]) J. P. Hebel, Brief an F. A. Nüßlin vom 16. 3. 1806
[56]) J. Knopf, a.a.O. S. 580
[57]) L. Rohner, a.a.O. S. 238
[58]) R. Bubner, Geschichtsprozesse und Handlungsnorm, 1984, S. 46
[59]) O. Marquard, Abschied vom Prinzipiellen, Reclam 1981, darin: Lob des Polytheismus, S. 91
[60]) a.a.O. S. 95
[61]) a.a.O. S. 95
[62]) Th. W. Adorno, Negative Dialektik, 1966, S. 15
[63]) a.a.O. S. 107
[64]) a.a.O. S. 110
[65]) a.a.O. S. 110
[66]) J. P. Hebel, Brief an Hitzig vom 6. 4. 1809
[67]) W. Rehm, Goethe und J. P. Hebel, Freiburger Universitätsreden, Neue Folge Heft 7, 1949, S. 27
[68]) a.a.O. S. 28
[69]) Rohner a.a.O. S. 224
[70]) Rohner a.a.O. S. 220 u. 224
[71]) Lypp a.a.a.O. S. 391
[72]) Benjamin a.a.O. S. 280
[73]) H. v. Hentig a.a.O. S. 168
[74]) H. Blumenberg, Die Lesbarkeit der Welt, 1981
[75]) J. P. Hebel, Einer Edelfrau schlaflose Nacht
[76]) W. Benjamin, J. P. Hebel (I) Zum 100. Geburtstag, Werke S. 278
[77]) J. P. Hebel, Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude
[78]) F. Kafka, Sämtliche Erzählungen, Fischer, Von den Gleichnissen, S. 359
[79]) J. P. Hebel, Der Rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern
[80]) E. Bloch a. a.O. S. 378
[81]) J. W. v. Goethe zitiert nach H. Blumenberg, Lesbarkeit der Welt, S. 216
[82]) J. W. v. Goethe, Brief an Sulpiz Boisserée vom 3. 11. 1826 und im Gespräch mit Kanzler Müller am 29. 4. 1818
[83]) J. P. Hebel an J. F. Cotta am 14. 2. 1823
[84]) J. P. Hebel, Einer Edelfrau schlaflose Nacht
[85]) a. a. O.
[86]) J. P. Hebel, „Stilbuch" Nr. 74 u. Nr. 124, „Hebels Stilbuch", Bad. Landesbibliothek, zitiert nach „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes", Hg. W. Theiss, Reclam, 1984, Anmerkungen S. 349. Lat. Übersetzung der Stellen aus „Kannitverstan": „Schauts da heraus" und „Ende der Erzählung" nach Horaz, Oden II, III, 25: „uns allen ist derselbe Weg bestimmt".